Alterthümer, Inschriften und Volkssagen

der

Stadt Rotenburg

ob der Tauber.

Zusammengestellt

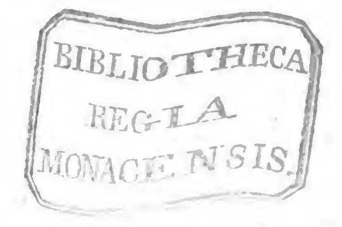
von

Dr. Hein. Wilhelm Bensen.

Ansbach 1841.

Druck und Verlag von Carl Brügel.

Starr und todt sind die Mauern, welche der Mensch aufnur die Erinnerung alter Zeiten erfüllt sie mit Leben.





Die alte Burg.

Von dem linken Ufer der Donau zwischen Donauwörth und Regensburg steigt allmählich eine schiefe Ebene auf, welche die südliche Abdachung von Ostfranken bildet. Gegen Norden ist diese Ebene durch das muldenförmige Thal der Rednitz unterbrochen. Oestlich von demselben erheben sich die Terrassen des Fichtelgebirgs, gegen Westen verläuft sich jene Ebene in eine Hochplatte, die im Durchschnitte 1200 bis 1300 Fuß Höhe über der Meeresfläche haben mag und zwischen Ochsenfurt und Wertheim sich an den Maingrund absenkt, jenseits der Tauber aber von der Hochplatte des Ottenwaldes fortgesetzt wird.

Die größte Erhebung dieser ostfränkischen Hochplatte wird durch die Quellen der Flüßchen Wörnitz, Altmühl, Aisch und Tauber hinreichend bezeichnet, indem diese nach drei verschiedenen Richtungen laufen. Der Westrand sendet der Jaxt Zuflüsse. Der südliche und der östliche Rand sind von einer Hügelkette umgeben, welche bald als niedriges Gebirg, bald als bloser Erdrücken, immer aber als Wasserscheidung die rauhe Alp mit der fränkischen Höhe in Verbindung setzt.

Ohngefähr in der Mitte dieser eben bezeichneten Hochplatte, nicht weit entfernt von dem Ort, wo

die Tauber anfängt ihr tiefes Felsenbett einzugraben, lag die alte Burg Rotenburg. Es ist nicht sowohl ein Hügel, auf dem sie erbaut war, als ein Vorsprung der wellenförmigen Hochfläche, über dem Thal der Tauber, die ihn auf drei Seiten umgiebt.

Wie man bei der Anlage verfuhr, läßt sich noch erkennen. Die Oberfläche des Hügels wurde geebnet, und schroff abgeschnitten, die Seitenwände aber wurden mit starken Mauern unterbaut und beschützt. Das Mauerwerk dieser Substructionen, so viel sich ohngeachtet der häufigen Ausbesserungen wahrnehmen läßt, ist von uralter Art. Die Quadern, zuweilen 6 bis 7 Fuß lang und 3 bis 4 Fuß hoch, sind ungleichmäßig, und außen gänzlich unbehauen. Man nahm sie wohl von den Felsen des Hügels selbst; denn sie sind Keuperkalk wie dieser. So erhielt man einen Raum von ohngefähr 350 Schritt Länge und 50 bis 60 Schritt Breite.

Auf drei Seiten war dieser veste Platz durch die äußerst steilen, früher felsigen und mit Gestrüpp wildüberwachsenen Abhänge schwer zugänglich (die Höhe über dem Bett der Tauber beträgt ohngefähr 160 bis 170 Fuß). Auf der schmalsten Seite, wo der Vorsprung an die Ebene stößt, schnitt man ihn durch einen tiefen und ziemlich breiten Felsengraben ab. Der Zugang wurde durch einige niedrige Thürme beschützt. Um das Ganze zog man eine Ringmauer, die sich über den Substructionen erhob. Sie war schwerlich hoch (die Plat-

ten, welche die jetzige decken, sind zum Theil Grabsteine des im J. 1519 zerstörten Judenkirchhofs, wie die Reste von hebräischen Inschriften nachweisen).

Zu welcher Zeit die Anlage dieser Bevestigungen begonnen wurde, läßt sich nicht mit Sicherheit bestimmen. Nach der Sage des Mönchs Hunibald soll schon im J. 326 der fränkische Herzog Genebald eine Colonie Franken von ihren Stammsitzen in das, von den Hermunduren — den spätern Alemannen verlaßne Mainthal geführt haben, und einheimische Sagen (in Wernitzens Chronik) bringen dieses mit der Erbauung der Rotenburg gegen die alemannischen Angränzer in Verbindung. Eine andere Sage nennt den thüringischen Herzog Radulf (um 630) als Erbauer. Ein Graf von Rotenburg soll in einer Würzburger Urkunde schon 894 genannt seyn, (das wird aber nur gelegentlich in einer Urkunde vom J. 1318 erwähnt). Uebereinstimmend ist die einheimische Chroniksage, daß schon im J. 912 die Rotenburg bey den verwüstenden Zügen der Ungarn dem Landvolk und dessen Heerden zum Schutz diente.

Erwägt man nun den großen Umfang des Burgraums, auf dem sich nur zwei kleine Vesten (s. unten) befanden, die wenige Mannschaft fassen konnten, so ergiebt sich die Rotenburg, in welcher Zeit sie auch angelegt seyn mag, als einen Zufluchtsort der benachbarten Pflanzer bey feindlichen Ueberfällen. Demgemäß wird sie in einer Urkunde um das Jahr 1103 oppidum, d. h. umwall-

ter Platz, genannt. Dem entspricht auch der älteste Namen Rodenburch oder Rotinburch, d. h. Burg innerhalb der Roden oder Anpflanzungen.

Der weite Hofraum war im Mittelalter in drei Bezirke abgetheilt: rechts sogleich bey dem Burgthor auf der kleinen, jetzt mit Ziergebüschen umgebenen Anhöhe stand das kaiserliche Landgericht weiter links, wo noch das hohe alterthümliche Gebäude erblickt wird, war die Vorderburg, ganz hinten, gegen Westen über dem schroffen Abhang, stand einst die Hinterburg. Auf dieses bezieht sich auch das ächte Wappen der Stadt. Dasselbe zeigt im weißen Felde eine Burg mit 2 rothen Thürmen mit Zinnen und zwischen den Thürmen ein kleines Gebäude oder vielmehr ein Dach auf Pfeilern; eben dieses ist das Landgericht.

Die Hinterburg (auch Neue Burg, „Nuinburc") ist gänzlich zerstört. Auf den ältesten Abbildungen (zum Theil noch auf der Merianischen in Zeilers Reisebuch, Franconia p. 46) sieht man noch einen vierseitigen Thurm links an der äussersten südwestlichen Ecke des Burgraums; rechts von ihm zog sich ein großes Gebäude bis an die nordwestliche Ecke; von ihm getrennt sah man ein kleines Gebäude gegen Norden. Wenn man sich die Mühe giebt, um die Burgmauer unten herumzugehen, so kann man die hohen Bogenfenster dieser Gebäude noch zum Theil wahrnehmen; denn der Erdaufschutt, der sie jetzt von innen verdeckt, ist erst vor wenigen Jahren gemacht worden. Der Thurm soll nach der Erzählung alter Männer an

70 Fuß Höhe und 30 Fuß Breite gehabt haben. Er war aus den größten, außen unbehauenen Quadern massiv aufgeführt. Seine Bauart weist auf die älteste Frankenzeit zurück: denn die dichte Masse seines Mauerwerks durchbrach nur eine ungemein schmale Treppe und die enge Röhre einer Cloake. Durch eine viereckige Oeffnung stieg man auf die mit Zinnen umgebene Platte des Thurms heraus, die nur wenige Mannschaft fassen konnte. Ein Dach wurde später darüber gebaut. Nach einer Sage soll der Thurm im J. 419 von Pharamund errichtet worden seyn; ein bayerischer Weginspector ließ ihn abbrechen, um die Steine zu benützen. — Eine Einbiegung der Ringmauer des Burgraumes bezeichnet die Stelle, wo die Hofraith der Hinterburg abgetrennt war. Zu ihr führte ein gesonderter Zugang durch einen vesten Thurm auf der Südseite, auf dessen Grundmauern man nach Zumauerung des noch erkennbaren Thorwegs ein kleines Bürgerschießhaus errichtete.

Die Hinterburg wird als das Stammhaus der Vögte von Rotenburg und Nortenberg im J. 1144 zuerst urkundlich genannt. Lange Zeit hatten die verschiedenen Verzweigungen jenes edlen Geschlechts daran ihr Antheil; im J. 1383 verkauften die Küchenmeister Lupold und Hanns von Nortenberg ihre Herrschaft nebst dieser Burg an die Bürgergemeinde zu Rotenburg; auch im J. 1407 schreibt sich ein Dietrich zu Schrotsberg von Rotenburg, nach einem Achttheil der Hinterburg, auf das er Anspruch machte.

Auch die Vorderburg (auch Alteburg, Reichsveste) bestand aus einem Thurm (in einer kaiserlichen Urkunde vom J. 1425 „der wüste Thurm" genannt), mehreren Gebäuden und einer Burgcapelle. Nach einer Chroniksage wurde die Burg im J. 1356 durch das Erdbeben zerstört, welches sich damals über ganz Südteutschland verbreitete. Kaiser Wenzlaw gestattete den Bürgern im J. 1397 den Wiederaufbau der Burgcapelle, weil diese „mit sampt dem Altar vnd auch gebäude derselben Capelle so gar verfallen sey, daz man Gottesdienst lange Zeit hero darin nicht gehabt habe." Um das J. 1400 wurde der Bau wieder hergestellt. Der macht uns nun das Alterthümliche der Bauart recht anschaulich. Denn während die nördliche und westliche Seite neu errichtet ist, blieb die östliche fast ganz und die südliche etwa zum dritten Theil stehen. Das Mauerwerk vom J. 1400 sieht aber gar neu und frisch gegen das alte aus, was aus dem 8ten oder dem Anfange des 9ten Jahrhunderts ist. Die Fensterbögen, welche wieder eingesetzt wurden, sind vorgothisch und sehr einfach. Auch einige uralte Steinbilder sind auf der Westseite eingemauert. Die Capelle war den Heiligen Blasius, Fabianus und Sebastianus gewidmet. Der Burgcapellan hatte, so lange die Reichsveste stund, in derselben seine Kost und einige Gülten. Das Gebäude, welches thurmartig, mehr hoch als lang ist, wird jetzt als Gießerey benützt. Im Innern ist der Bau verödet und seine Wandgemälde sind fast zerstört. — Im J. 1425 gestat-

tete Kaiser Sigismund den Bürgern das Abbrechen der Reichsveste. Vor einigen Jahren entdeckte man einige Schritte gegen Westen von der Capelle ein Burgverlies. Es war tief in den Felsen gehauen, oben zugewölbt und mit einem einzigen Stein verschlossen. Es wurde zugeschüttet. Auf der Altenburg saßen einst Grafen, deren Abstammung sich auf keine Weise sicher angeben läßt. Zwischen den Jahren 1024 u. 1107 besaß sie ein Grafengeschlecht — ein Nebenzweig der Salier — das im Kocher- und Mulach-Gau die Gaugrafschaft nebst andern Besitzungen hatte. Nach dessen Aussterben fiel die Burg im J. 1116 an Conrad III. damals noch Herzog von Schwaben; und dessen Sohn, Friedrich der Reiche von Rotenburg, hielt hier seinen prächtigen Hof. Als dieser in Italien an der Pest gestorben war, kam die Burg mit seinem ganzen Erbe an Friedrich I., den Rothbart. Sie blieb bey dessen Haus bis zum J. 1251, wo sie Conrad IV. an die Grafen von Hohenloh nebst der Stadt verpfändete, die sich aber selbst bald wieder auslöste.

Als Wappenbild der alten Grafen wird ein Löwenkopf mit einem Sparren im Maul angegeben. Noch sieht man oben am Burgthor einen großen Stein eingemauert, der ein rohes, halbverwittertes Gebilde dieser Art zeigt.

Das kaiserliche Landgericht wurde wohl anfangs unter freiem Himmel gehegt. Später errichtete man ein Giebeldach auf sechs rohen Steinpfeilern über den Gerichtsplatz, und die Schöffen

saßen auf einfachen Steinen umher. (Die bessern, ausgezierten Steinsitze sind nach der Jahrzahl von 1600). Ein bayerischer Polizeicommissär fand das Gebäude unästhetisch, ließ es wegreißen und einen Blumenkorb an dessen Stelle setzen. Auch den hat man weggeräumt,

Die Herrn von Nortenberg, die auf der Hinterburg saßen, verwalteten als kaiserliche Vögte unter den Hohenstaufen nicht nur die Reichsveste, sondern auch Vieles von dem Erbe des Friedrich von Rotenburg, das als ein Ganzes lange zusammengehalten wurde. Rudolf von Habsburg überließ den Rittern von Nortenberg die Bewahrung der Reichsveste nebst manchem Lehen aus dem Hohenstaufer Erbe. Ueber die Stadt Rotenburg aber setzte er im J. 1274 kaiserliche Landrichter, welche zugleich das Landgericht in der Centgrafschaft Rotenburg, nebst den kaiserlichen Rechten in benachbarten Städten zu handhaben hatten. Dadurch wurde dieses Cent-Gericht aber zugleich ein kaiserliches Landgericht und seine Competenz erweiterte sich über ganz Frankenland.

Der Landrichter mußte ein edler Ritter seyn, und zum Landgericht mit goldnen Sporen kommen. Zum Schutz der Gerichtshandlung hatte er wenigstens sechs gerüstete Männer zu Roß mitzubringen. Konnte er nicht selbst erscheinen, so war er befugt, einem andern Ritter den Gerichts-Bann zu verleihen. Die zwölf Schöffen, hier gewöhnlich „Urtheilsprecher" oder „Unterrichter" genannt, wurden aus den Rittern und Edlen der Cent-

Grafschaft und aus den rittermäßigen Bürgern der Stadt vom Landrichter gewählt. Gericht gesetzt wurde drei bis vier mal des Jahres, und es konnte erkannt werden sowohl über Geld und Gut, als über Haupt und Hals („mit schwert und strick"). Späterhin wurde an derselben Stelle das sogenannte „Bauerngericht" gehalten.

Die Stadt Rotenburg.

Um die Gestalt der Stadt aufzufassen, muß man wahrnehmen, wie sie nach und nach entstanden ist. Nach einer Chroniksage standen zur Zeit, wo die fränkischen Herzoge auf der Burg hausten (das wäre um 1116), nur sieben kleine Häuser, wenn man aus dem Burghof nach Ebene zu ging, rechts an dem Thalrand. Der Platz wird jetzt „die Hölle" genannt, früher hieß er die Burggasse. So klein uud arm aber auch die Gebäude dort sind, so sieht man doch hie und da eine Spur von sehr alter architektonischer Verzierung.

Die Stadt muß rasch dadurch angewachsen seyn, daß viele fränkische Edle mit einem Dienstgefolge hieher zogen, um am Hofhalt der Hohenstaufen zu wohnen, während diese wiederum die Anlage der Stadt begünstigten, um einen Stützpunkt in der Mitte ihres fränkischen Erbes zu gewinnen. Dafür spricht, daß die ältesten Adelsgeschlechter unseres Landes, als: Hohenloh, Seckendorf, Seinsheim ꝛc. in der frühesten Zeit als Hausbesitzer genannt werden.

Die älteste Stadt wurde kreisförmig gebaut und zwar nach damaliger Weise so, daß die Häuser des Umkreises dicht aneinander stießen und die stärksten Mauern hinausgewendet, die Thüren aber inwendig in die Stadt gekehrt waren, weßhalb inner ringsherum ein breiter Weg lief. Dieses machte schon an und für sich eine Art Befestigung aus, die aber überdieß durch einen Wall und Graben mit einzelnen Thürmen, vielleicht auch durch eine Pfahlhecke, verstärkt wurde. Bei der Erweiterung der Stadt warf man den Wall in den Graben, baute auf dem gewonnenen Raum eine neue Reihe Häuser an, deren Thüren jetzt auf den zur Strasse gewordenen Graben gingen, und jenseits dessen eine dritte Häuserreihe entstand.

Um diese Bauart wahrzunehmen, gehe man von der alten Burg durch die Burggasse bis zu der St. Johanniskirche. Dort bildet die Strasse einen engen Durchgang, denn es befand sich daselbst das St. Johannisthor. Von da krümmt sich erstlich eine Strasse, die noch den Namen des „Grabens" führt, bis zu einem zweiten, innern Thor — dem Röderbogen. Daselbst ist das alte Büttelhaus, jetzt Frohnfeste, in deren untern Gewölben sich noch Reste von Foltergerüsten vorfinden. Der Weg von hier bis zu dem dritten innern Thor scheint noch Reste der alten Befestigung zu zeigen. Dieses Thor — der Galgenbogen — ist von einem hohen Thurme überragt, an dem die freistehende Treppe bemerkenswerth ist. An denselben stieß einst „der Juden Tanzhaus," aus dem man später

„die Elenden Herberge" machte, wo arme Leute einige Tage lang nach einer Stiftung verpflegt wurden. Von hier krümmt sich der alte Graben wieder gegen Westen hinunter, bis er die Klingergasse durchschneidet, wo einst ein Thorthurm stand, der abgebrochen wurde. Von diesem Thurm aus ist der Umfang der ältesten Stadt durch die spätern Bauten unkennbar geworden, läßt sich aber aus Trümmern der alten Umwallung, die sich hie und da finden, errathen. Die Reste eines alten Thurmes im Hause Nro. 7. und ein ähnlicher Grundbau im Haus Nro. 48. beweisen nämlich, daß daselbst die alte Umwallung durchging, sich demnach ganz kreisförmig an das St. Johannisthor anschloß (wie jetzt noch das Pfaffengäßchen als innerer Graben sich hinunterzieht).

Demnach befand sich zwischen dem Burghof und der Stadt ein bedeutender Zwischenraum, der allmählich ausgefüllt ward, und zwar in verschiedenen Abtheilungen, die noch bemerklich sind. — Rechts und links von dem Burgthor, der Stadt gegenüber, breiteten sich am Thalrand eine Anzahl Gebäude aus (s. oben). Sie waren niedrig und beschränkt, und — wie sich zum Theil noch erkennen läßt — ganz von der Art, wie sich in ältester Zeit von den Wohnungen geringer Handwerker erwarten läßt, die sich ohne Bürgerverband zum Dienst einer Burgmannschaft sammelten (die eigentliche Ansiedlung der „Burgmänner" war zu Detwang im Thal). — Westlich von diesen Häusern stand ein großer Meierhof mit Gärten und Neben-

gebäuden, über den im J. 1258 die Herrn von Nortenberg und Vögte von Rotenburg als über freies Eigenthum in der Art verfügten, daß sie ihn den Klosterfrauen, die damals zu Neusitz wohnten, förmlich abtraten. Gegen Nordwesten wurde dieses Kloster durch einen tiefen Wassergraben geschützt, der sich an den Stadtgraben am Thurm in der Klinggasse anschloß, und so den Frauenhof mit der Stadt eng verband. Lange Zeit wurde derselbe als ein abgesondertes Territorium mit eigenen Gerechtsamen und Befreiung von Gemeindeabgaben angesehen (z.B. vom Weinumgeld), und noch im Jahr 1377 stritt sich die Stadt mit den Frauen, weil diese ihre Abtritte auf die Strasse heraus nicht abstellten, und sich gegen das Tauberthal in der äußern Ringmauer nicht einschließen lassen wollten. Erst nachgehends würde der äußere (jetzt abgetragene) Wall mit Graben zwischen Burg- und Klingenthor geschlossen, um es den Frauen unmöglich zu machen, Briefe über ihre Mauer zu werfen, und so ihren Befreundeten von Adel über die Vorgänge in der Stadt zu unterrichten. — Der Platz, wo jetzt das Franziskanerkloster mit den dazugehörigen Nebengebäuden (das Haus des Schirmvogts oder Pfarrers Nro. 40.) und Gärten steht, war urkundlich um 1280 noch eine grüne Wiese, wo eine große Linde neben einem schönen Brunnquell und eine kleine Capelle stand. Denn gerade diese hübsche Lage veranlaßte zwei Barfüßerbrüder, die auf Einsammlung hieher kamen, zu dem Wunsche, daselbst ein Kloster zu er-

richten. — Der Ausbau der Stadt bis an den Thalrand geschah dadurch: daß man den Viehmarkt in gleicher Richtung und Breite fortsetzte, bis man an die Ansiedlung an dem Burgthor stieß, und daß man den Raum rechts bis an den Frauenhof, und links bis an den Johannishof (hier meistens mit Gärten und Scheuern) ausfüllte.

Einen Zusatz im Nordosten bekam die Stadt zuerst durch das Judenviertel. Noch ist bei Nro. 680. der enge Zugang zu demselben durch die alte Umwallung kenntlich, der sonst wahrscheinlich bei Nacht mit einem Thor verschlossen war. Dieses unregelmäßige Viertel war sicherlich gegen Außen ebenfalls von einem Wall oder einer schwachen Ringmauer umschlossen, von der noch Spuren bei Nro. 635. vorhanden zu seyn scheinen. — Die Judenschaft stand unter dem Oberschirmrecht des Kaisers, der aber die Bürgerschaft zu deren besonderm Schutz verpflichtete, und sie zugleich anhielt, für ihn von den Juden das Schirmgeld zu fünf Prozent von deren Vermögen jährlich einzutreiben. Carl IV. verpfändete die Rotenburger Juden an den Bischof von Würzburg und sprach die Bürger von der besondern Verpflichtung, sie zu schützen, ledig. Bald darauf erhob sich gegen die Juden bei Gelegenheit der großen Pest (begann 1348) die Beschuldigung der Brunnenvergiftung. Die Juden wollten entweder der Gefahr zuvorkommen, oder waren mit dem Bischof, ihrem Schutzherrn und damaligen Stadtfeind, wirklich im Einverständniß. An einem Charfreitag besetzten sie

den Galgenthurm, der gegen die Würzburger Strasse zu liegt. Aber der Thurm wurde ohngeachtet ihrer verzweifelten Gegenwehr von den Bürgern erstürmt, und was erreicht werden konnte, erschlagen. Ihre Häuser plünderte man und verbrannte sie. Kaiser Carl IV. sprach im J. 1352 die Rotenburger vom Morde ledig und erlaubte den Bürgern, sich Juden zu halten, bis sie ihnen 400 Heller bezahlt hätten. Dieses dehnte die Stadt zu einem Vertrag im J. 1373 aus, wornach sie jedes Jahr diese Summe als Hälfte der Reichssteuer entrichten mußten. Noch mehrmals wurden die Juden verjagt, kamen aber immer wieder, bis im J. 1519 der Rath ihre Vertreibung für immer beschloß. Das gemeine Volk, von dem Hauptprediger Dr. Deuschlin angereizt, wartete den Abzug nicht ab, sondern überfiel und plünderte ihre Synagoge. Deuschlin, derselbe Fanatiker, der bald darauf im Bauernkrieg so heftig Carlstadts Parthei nahm, weihete damals die Judensynagoge zu einer Kapelle der reinen Maria, und sorgte dafür, daß es an Wundern nicht fehlte. — Später erhoben sich im verwüsteten Judenviertel einige Herrenhäuser; Scheuern wurden dort gebaut und Gärten angelegt. Noch immer liegt ein Theil verödet. Hie und da deutet eine hebräische Inschrift auf die ehemaligen Bewohner hin. Aus den Resten der Synagoge wurde später die öffentliche Getraidschranne erbaut (1589.)

In der Mitte dieser kreisförmigen Stadt lag der Marktplatz, der einst weit größer gewesen seyn muß.

Eine Fortsetzung desselben, oder vielmehr eine breite Strasse, einst „Viehmarkt“ später die „Herrengasse,“ zog sich von da westlich nach dem Burghof. In den übrigen Richtungen führten vom Markte nach dem Kreiswall schmale Gassen, deren Namen zum Theil noch beweisen (Schmiedgasse, Hafnergasse), daß hier die Handwerksgenossen nach alter Art beisammen wohnten.

Im Jahre 1172 soll das alte Rotenburg vom Kaiser Friedrich dem Rothbart das Stadtrecht erhalten haben. Von da an begann auch die Erweiterung der Stadt, und das Verbot außerhalb des Grabens zu bauen wurde vom Gemeinderath förmlich aufgehoben. So wurde vom St. Johannisthor gegen Süden bis an den Sieberstthurm (einst Gebsattlers-Gasse), gegen Osten von der Frohnveste bis an das Röderthor, gegen Nordosten vom Galgenbogen bis an das Galgenthor, gegen Osten vom eingerissenen Thurm bis an das Klingenthor gebaut. Im J. 1204 war diese Erweiterung vollendet. Der Baustyl ist von der alten Stadt sehr verschieden: der Häuser sind nur wenige hochgieblig, dagegen viele bequem und für Gewerbe eingerichtet. Manche Namen der neuern Stadt deuten auf frühere Zustände hin (z. B. „Wenggasse“ vom alten „Wang“ für Wiese,) andere sind willkürlich gewählt. Um 1298 soll Kaiser Albrecht dem Gemeinderath verstattet haben: das Hospital extra muros in die Mauern einzuschließen. Dieser letzte, schmale Anbau „der Kappenzipfel“ wird erst im J. 1352 urkundlich erwähnt. Um das J. 1404 versuchte der Bürgermeister Heinrich Topp-

ler die Stadt gegen Norden zu erweitern. Schon waren zwei Thürme erbaut (am Thurmsee und an dem langen Steig) und ein Graben zwischen beiden gezogen, welcher die neuen Bauplätze beschützen sollte, als der Sturz des gewaltigen Mannes auch seinen Plan vernichtete.

Der Hauptmarkt der Stadt hat eine unregelmäßige Gestalt und ist von alterthümlichen Häusern der verschiedensten Zeit umgeben, von denen sich Manches erzählen ließe. Wende man sich gegen Westen, so erblickt man links ein hohes Haus, unbewohnt, im Innern halb zerstört. Dort stand das älteste Rathhaus, wo sich der Gemeinderath versammelte und das im J. 1240 verbrannte. Noch sind die untern Grundmauern erkennbar: von derselben Art wie der älteste Bau an der Burgkapelle. Später wurde das öffentliche Fleischhaus dort errichtet, wo die Metzger gezwungen waren, ihre Waaren zu verkaufen bei fünf Pfund Heller Buße. Daran stößt das Wohnhaus des alten Geschlechtes der Jagstheimer (jetzt Adlerapotheke), in welchem gewöhnlich die Kaiser herbergten, wenn sie hieher kamen. Das spätere Rathhaus wurde nach dem J. 1240 dem ältern gegenüber aufgebaut. Es ist dieses das alte Gebäude mit dem ohngefähr 180 Fuß hohen Thurme. Auch dieses gerieth im J. 1501 in Brand und wurde sehr beschädigt; besonders wurden im Archiv viele Urkunden zerstört. Doch

müssen die Hauptmauern des Gebäudes, wie auch des Thurmes ziemlich unversehrt geblieben seyn; denn bald darauf findet es sich wieder im alten Stand. Im J. 1572 hat man den neuen Theil des Rathhauses, engverbunden mit dem ältern, zu bauen angefangen (der Bau kostete 19197 fl. 1 hl.) und dessen schöne, aus Quadern aufgeführte Vorderseite wurde oft in alten Reisebüchern gerühmt. — Im untern Stockwerk befanden sich die Waarengewölbe, in welchen nach altem Gebrauch, Specereywaaren, Leinwand und Höckerwerk allein verkauft werden durften. Im Innern ist besonders der sehr große Rathhaussaal merkwürdig. Zu ihm führt eine breite, gothisch verzierte Treppe fast unmittelbar von der Strasse auf. In ihm versammelte sich einst unter den Fittichen eines collosalen Doppeladlers jeden ersten Mai drei Stunden vor Tagesanbruch die Bürgergemeinde und leistete dem Rath und dieser wiederum ihr den Eid auf die Verfassung, wodurch diese auf ein Jahr neue Gültigkeit erhielt. An der Südseite des Saales befinden sich künstlich gehauene Steinschranken. Innerhalb derselben wurde das Blutgericht gehegt, nachdem das kaiserliche Landgericht an die Stadt gekommen war. Der erhöhete Steinsitz war dem Innern Rathsherrn bestimmt, welchem in dem treffenden Halbjahr das Richteramt übertragen war; zu beiden Seiten auf den Steinbänken saßen die fünfzehn übrigen Rathsherrn. Die alten Gemälde, womit der Saal ausgeschmückt war: das Gericht Salomonis, das der keuschen Susanne rc. haben keinen

Werth. Auf einer metallenen Tafel stand der alte Spruch:

Ains Mannes red eine halbe red
Recht ist man soll sie verhorn bed,
Seyt eins mans red ein halbe ist
So sol man merken ir beder list.

Was sonst von alten trefflichen Gemälden auf dem Rathhaus zu finden war, wurde nebst manchen andern Merkwürdigkeiten bald nach der Besitznahme durch Bayern um einen schmählichen Preis versteigert (z. B. Albrecht Dürers Zinsgroschen um 9 fl.) die besten wußten die Commissäre der neuen Regierung an sich zu bringen. — In einigen trüben, feuerfesten Kammern des alten Baues, die tiefer als die Strasse liegen, bewahrte man das reichsstädtische Archiv auf, dessen Originalurkunden größtentheils in das Reichsarchiv zu Nürnberg gewandert sind. Doch hat sich manche merkwürdige Abschrift, auch manches die Geschäfte der Stadt und Umgegend Betreffende erhalten. — Unter diesem Archiv befanden sich die Staatsgefängnisse, die nur den Eingeweihten zugänglich waren. Wenn man ein Brett wegschiebt, was sich einst dem Boden angepaßt haben mag, gelangt man durch eine eisenveste Fallthüre über Stufen hinab in ein unteres Gemach, dessen Bestimmung durch eine breite Folterbank und andere Spuren der peinlichen Befragung hinlänglich bezeichnet wird. Ein niedriger und schmaler, mit starken Thüren verwahrter Gang führt in eine noch tiefere Kam-

mer, die nur einen schwachen Lichtschimmer durch eine lange Röhre von der Strasse empfängt. Erst von diesem düstern Raum tritt man in die eigentlichen, sehr engen, durchaus finstern, aber trocknen Gefängnisse oder Keuchen. Dreyfache Thüren verschließen ihre Zugänge und an sonstigen Verwahrungsmitteln ist das Mögliche aufgewendet. — Die Aussicht vom Rathhausthurme ist überraschend schön; da man nicht nur die Stadt, sondern auch das tiefe Tauberthal mit dessen Nebenschluchten weithin überschaut. — Hinter dem Rathhaus lag das Brodhaus, jetzt das alte Salzmagazin, Nr. 2, welches im Jahr 1556 auf zwey ödgelegenen Hofstätten erbaut wurde. Im untern Stockwerk befanden sich die offenen Läden der Bäcker und anderer Gewerbe; das obere wurde vom Rath benützt und war deßhalb mit dem Rathhaus durch eine freie, hölzerne Brücke verbunden, die von einem Gebäude zu dem andern ging.

An der Nordseite des Marktes springt ein Gebäude mit einem kleinen Thürmchen vor. Dieses erkaufte im J. 1406 die Gemeinde der Stadt vom Bürger Weikfried und richtete daselbst die Frohnwage ein. Das mittlere, große Gemach wurde zu einer Trinkstube für die Rathsgeschlechter benützt, „damit unter ihnen Vertraulichkeit und beständige Freundschaft gestiftet und erhalten werde," wie eine alte Chronik sagt. Man liest oftmals, daß wichtige Angelegenheiten Abends beim Trunk hier berathen wurden. Allmählich nahm wüstes Zechen und Kartenspiel überhand. Anfänglich suchte

man die Zänker dadurch zu strafen, daß ihnen für eine gewisse Zeit die Trinkstube untersagt wurde. Im J. 1515 erstach hier Georg Wernitzer genannt Böheim seinen Vetter Joas Trüb mit dem Schwert. Der Thäter entfloh und wurde auf zwanzig Meilen Wegs verbannt. Im J. 1544 schlug ein Oswald Wernitzer den Christoph von Menzingen wegen Kartenzänkerey, daß er bald darauf starb. So war des Gezänks kein Ende, bis im J. 1631 die silbernen Trinkbecher und anderes Geräthe feindlichen Kriegsheeren zum Lösegeld gegeben werden mußten, die noch überdieß in der Trinkstube ihre Hauptwache anlegten. Das hob die Trinkgesellschaft faktisch auf nnd sie ward nicht wieder geöffnet.

In diesem Gebäude befand sich außer der Hauptuhr, nach der sich die andern Stadtuhren richten sollten, nnd deren reich vergoldete Ziffern im Mondlicht einen merkwürdigen Glanz werfen, eine sogenannte große Uhr, welche die Länge des Tages und der Nacht bezeichnete. Die Uhren von dieser Art wurden von Johann Königschläger zu Nürnberg erfunden. Indem in unsrer Gegend der längste Tag sechzehn Stunden, der kürzeste acht Stunden beträgt, so trat öfters eine Abänderung in der Angabe der Stunden ein. Das Jahr war demgemäß in sechzehn Abschnitte getheilt, (vom 7. Januar wo der Tag zu neun Stunden gerechnet, bis zum 16. November, wo er wieder als acht Stunden lang angenommen wurde), nach denen die Tageslänge wechselte. Da man keine Schlaguhr hiezu einrichten

konnte, so wurden die Stunden auf der Glocke des Rathhausthurmes vom Wächter mit einem Hammer angeschlagen. Bemerkenswerth ist es, daß nicht etwa nach den Stunden gerechnet wurde, die von dem Tag oder der Nacht bereits vergangen waren, sondern wie viel noch übrig vom Tage sey, bis die Nacht anbreche. Wenn also nach der gewöhnlichen Uhr als der Nachtanbruch acht Uhr angenommen wurde, so wäre „eins gen Nacht" um sieben Uhr, und „zwei gen Nacht" um sechs Uhr ꝛc. eben so „eins gen Tag" die Stunde vor Tagesanbruch ꝛc. gewesen. — Vor mehreren Jahren fand man bei seiner Ausbesserung im alten Gemäuer sorgfältig ein Kästchen mit Gebeinen eingeschlossen. Anfänglich hielt man es für Reste eines Kindes, die genauere Untersuchung wies sie aber als Gänseknochen aus. Es muß hier ein sonderbarer Aberglauben die Veranlassung gegeben haben; etwa der: Trinkgäste herbeizulocken.

Das Gasthaus zum goldenen Lamm, der Trinkstube gegenüber, hat eine Art von classischer Berühmtheit erlangt, da in des Musäus gar niedlichem Volksmährchen „der Schatzgräber" dort das Abentheuer beginnt. — In dem Herrenhaus Nro. 469, damals des Adam von Rhein Eigenthum, wohnte im J. 1472 König Christian von Dänemark. — Einige Tage nämlich vorher war Kaiser Friedrich III., mit seinem Sohn, dem Erzherzog Maximilian und vielen Fürsten eingetroffen. Unter ihnen befand sich ein türkischer Prinz Bajazet, den eine Volkssage in der St. Jakobskir-

che taufen läßt. Der Kaiser wohnte damals im Hause Nr. 44. damals des Christophs Vermeter. Darauf wurde vor der Trinkstube ein prächtig bekleidetes Gerüste aufgeschlagen, wo der Kaiser auf erhöhtem Stuhl zwischen Kurfürsten saß und dem König Christian die Reichslehn Hollstein ꝛc. ertheilte. — Im J. 1525 zur Zeit des Bauernkrieges war vor demselben Haus Nro. 469 der öffentliche Galgen aufgerichtet. — Man muß hier erwähnen, durch was sich ein Herrenhaus sogleich auf den ersten Blick von dem Wohnhaus eines gewerbetreibenden Bürgers unterscheidet. Das erstere ist an sich schon größer, sein Giebel ist mehr in die Höhe geführt, und ein oder mehrere Wappen schmücken die äußere Wand; charakteristisch ist aber besonders seine innere Einrichtung. Von der Hausthür tritt man in einen großen, freien Hausplatz, der den ganzen innern Hausraum, bis auf ein kleines Stübchen, einnimmt. Vormals waren besonders die ehrbaren Bürger berechtigt, den Wein, den sie in eigenen Rebengärten erzeugt oder von Ferne hergeführet hatten, in ihren Häusern auszuschenken; und wie noch die großen Wallfahrten hieher gingen, war auch der Weinverbrauch beträchtlich. Da zechte nun das gemeine Volk in dem freien Hausraum, während die ehrsamen Herrn sich in das Nebenstübchen zurückzogen. Auf gleiche Weise befinden sich in den ächten Herrenhäusern große Keller und weitläuftige Getraideböden, da den rechtsfähigen Männern nur der Handel mit Naturprodukten erlaubt war, durchaus aber nicht

der Waarenhandel, wie in Nürnberg. Auffallend sind auch in diesen Gebäuden, wenn sie nicht später erst verändert wurden, die oft schneckenförmigen Stiegen und die weiten, freien Räume im Innern, im Vergleich mit den eigentlichen Wohnzimmern. Ein besonderer Fleiß ist stets auf die Ausschmükkung eines Festzimmers oder Festsaals verwendet, in denen einst die Familienfeierlichkeiten, Hochzeiten ꝛc. gehalten wurden. Oft befindet sich dieser Festsaal in einem besondern Anbau. Ganz alterthümlich und deßhalb bemerkenswerth ist das Festzimmer im Hause Nro. 49.

Die Stadt liegt auf einem Hügel von Keuperkalkfelsen, der sich nach allen Seiten mehr oder minder absenkt. Wo die Anhöhe sich verflacht, sprudeln überall treffliche Quellen hervor, Rotenburg hat aber fast gänzlichen Mangel daran. An vielen Stellen hat man Brunnenschachte gegraben, da sie aber meistens durch eine Schicht von bituminösem Thonschiefer gehen, so ist ihr Wasser meistens unangenehm. Schon in alten Zeiten versuchte man daher, gute Quellen hereinzuleiten, und es entstand dadurch, daß eine und dieselbe Quelle an verschiedenen Orten, theils in Brunnen, theils in Kellern mancher Herrenhäuser — wo sie einen gemauerten Wasserbehälter füllt — zum Vorschein kommt, ein unterirdisches Wasserleitungssystem, das man nicht

mehr genau kennt, nachdem der Plan desselben verloren gegangen ist.

Schon im J. 1328 leitete Ulrich Mörder auf seine Kosten den Brunnen in das Hospital zum heiligen Geist. Da die Röhren sehr tief liegen, um eine kleine Anhöhe zu durchschneiden, so war das ein bedeutendes Werk. Im J. 1440 wurde der Herterich („eigentlich Hartrats") Brunnen herein auf den Markt geleitet. Das ist der jetzige große Steinkasten, der 13 Fuß Tiefe hat, und 1286 Eimer Nürnberger Aich fassen soll, erst im J. 1608 vom Steinmetzen Michael Scheinsberger gefertigt. Die ausgehauene Säule errichtete Christoph Körner. — Im J. 1599 wurde die Wasserleitung angelegt, welche das Wasser aus dem Taubergrund bis auf die Höhe des Klingenthurms hebt, wo es in einen kupfernen Kasten fällt. Ein Theil des Wassers springt am Fuß des Thurmes, dann theilt es sich in zwei Hauptbrunnen: den auf dem Milchmarkt, und den auf dem Herrenmarkt (errichtet seit 1615.) Im J. 1607 wurde der Plönleinbrunnen und der in der Klinggasse gebaut; 1709 der Brunnen in der Rödergasse und der große an der Johanniskirche. Dort befand sich schon früher ein kleiner Brunnen, der zum Gebrauche der Aich diente (errichtet 1518), wo jetzt noch Fässer und andere Gefäße mit Wasser gemessen und geprüft werden. — Für Feuersgefahr ꝛc. wurden fünf große Wassersammlungen (sogenannte „Weden") erbaut: die Spital-, Färber-, Schlägel-, Klingen- und Todten-Wed, welche letztere einging. Zum Theil sind sie

nur Ueberreste alter Stadtgräben. — Durch die ganze Stadt ziehen sich unterirdische Abzugsgräben oder Cloaken, sogenannte „Toole.“

Der Handelsverkehr war sonst in manchen Stücken viel bedeutender, wie jetzt (Bensens Untersuch. pag. 358 ꝛc.). Kaiser Ludwig verstattete den Bürgern im J. 1340 die große Handelsstrasse von Würzburg nach Augsburg, die sich vor ihrer Stadt vorbeizog, durch dieselbe hindurchzuführen. Wahrscheinlich ging dieselbe damals durch den sogenannten Hundsgraben und zog sich rechts vom Brühl nach dem Spitalthor zu. — Rudolph I. gewährte der Stadt im J. 1274 drei Jahrmärkte: Dienstags nach Ostern, Dienstags nach Pfingsten, am Tag St. Jakobi. Im J. 1284 erlaubte er den Jahrmarkt vierzehn Tag nach Pfingsten, die Kirchweih genannt. Ludwig IV. vergönnte im J. 1331 und 1340 die Märkte zu St. Andreas und St. Nikolaus, die man später zusammenwarf; Carl IV. verlegte den Markt von St. Laurentius, zu dem früher Gebsattel berechtigt war, in die Stadt, weil an jenem Ort oftmals Unordnungen und Mordthaten vorfielen. Ruprecht I. fügte noch den St. Bartholomäusmarkt im J. 1406 hinzu.

Die Stadt war ehemals in sechs Wachten eingetheilt: Klingen-, Galgen-, Röder-, Gebsattler-, Obermarkt- und Untermarkt-Wacht. Dieses hatte Bezug auf

die Bewachung der Stadt bei Tag und Nacht (Bensens Untersuch. pag. 329.) — Es läßt sich fragen: ob die Bevölkerung der Stadt einstmals stärker gewesen sey, wie jetzt und auf welche Weise sie gewandelt habe? — Bestimmte Angaben über frühere Bevölkerung finden sich nicht; denn wenn angegeben ist: die Rotenburger seyen 700 oder gar 1500 Mann stark ausgezogen, so sind hiebei nicht nur Bewaffnete aus dem Gebiete, sondern auch Söldner zu rechnen. Man erwäge also: es befanden sich hier nicht nur viele (60 bis 80) Herrenhäuser, sondern diese nahmen auch einen verhältnißmäßig großen Raum ein; nach ihrer innern Einrichtung aber waren sie nur für eine eigentliche Familie, und einen Altvater- oder Wittwensitz bestimmt. Nach alter Sitte wohnte auch gewiß in den weit kleineren Gewerb- und Pfahlbürger- (Taglöhner) Häusern nur eine einzige Familie. In diesem Jahrhundert sind zwar die rathsfähigen Familien großentheils ausgestorben oder weggezogen, wodurch meistens ihre Wohnungen in die Hände von Gewerbtreibenden fielen. Dagegen haben sich die geringern Handwerker und Taglöhner vom Land her sehr vermehrt, so daß gewöhnlich zwei kinderreiche Familien an einem kleinen Hause Antheil haben. Die Bevölkerung stand daher wahrscheinlich niemals viel über 6000 Einwohner.

Im J. 1770 betrug die Einwohnerzahl: 5800 Seelen; im J. 1784: 5540; im J. 1837: 5643 — im J. 1784: 907 Bürger, 381 Schutzverwandte, worun-

ter 362 Taglöhner und 707 Gewerbetreibende; im J. 1837 1610 Familien, und zwar: 60 Familien höheren Standes, 550 Gewerbtreibende, 1000 Familien Schutzverwandte, 116 Taglöhner und Bauern.

Kirchen und Ordenshäuser.

a) Die St. Jakobskirche und der deutsche Orden.

In uralter Zeit stand auf einem freien Platz innerhalb der ältesten Umwallung ein Gotteshaus, eine Filialkirche von Detwang. Es kann nicht ganz gering und unbedeutend gewesen seyn, da schon sechs Altäre in ihm urkundlich erwähnt werden. Der vornehmste war der des St. Kilian, denn die Mutterkirche von unserer wie von der Detwanger Kirche war der Neumünster in Würzburg. Den Gottesdienst verrichteten sechs oder sieben Canonici, die in einem kleinen Stiftshaus an der Stelle der Häuser 752. und 753 saßen. Patronatsherrn waren damals die Hohenstaufen, als Herrn der Rotenburg. Nach ihrem Untergang nahm sich Bischof Iring von Würzburg der Kirche an, und übertrug sie nebst dem Stift im J. 1258 dem Teutsch-Orden, der sich ohnlängst in der Umgegend angesiedelt hatte. Bedingung war es, daß der Orden in seinem Haus zu Rotenburg sechs bis sieben Priester erhalte. Viele Reliquien, unter ihnen besonders einige Tropfen vom heiligen Blut, vermehrten die Kirche. Päpstliche Briefe für vierzigtägigen Ablaß kommen vom J. 1278 bis 1356

vor. Durch Stiftungen von Seiten reicher Bürger wuchs das Kirchenvermögen. Im J. 1336 wurde zwischen dem Rath und dem Orden eine gemeinschaftliche Kirchenverwaltung niedergesetzt, deren letzter Zweck ein neuer Kirchenbau seyn sollte.

Dieser Bau begann im J. 1373, wobei die alte Pfarrkirche gänzlich oder doch theilweise abgebrochen wurde. Es müssen damals die Grabsteine vieler alten Geschlechter vernichtet worden seyn. Der Hauptbau, welcher im J. 1436 bereits vollendet war, umfaßte den Chor und das Schiff bis da, wo sich der sechste Pfeiler anschließt. Im J. 1453 begann man den westlichen Theil der Kirche (die sogenannte „schwarze Emporkirche") welcher im J. 1471 vollendet wurde.

Der Bau war im reinsten gothischen Styl als ein in sich übereinstimmendes Ganze aufgeführt, was durch die Abwechslung der trefflichsten Steinmetzenarbeit eine große Mannigfaltigkeit im Einzelnen darbot. Doch wollen manche Kenner mittelalterlicher Bauwerke behaupten: die durchbrochen gearbeiteten Spitzen der 180 Rotenburger Werkschuh hohen Thürme, seyen dem ursprünglichen Plane fremd. Bei einer genauern Betrachtung zeigt sich, daß der nördliche Thurm nach Bauart und einfacher Verzierung, besonders in der Steinmetzenarbeit, weit älter als der südliche ist und dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts entspricht. Es scheint der nördliche Thurm daher von der ältern Kirche herzustammen, während der südliche gegenüber um's J. 1400 aufgeführt wurde.

Erst als der letztere fertig war, scheint man die ungleiche Höhe wahrgenommen zu haben, weßhalb man dem südlichen eine niedere aber breitere, dem nördlichen aber eine schlankere und höhere Spitze aufsetzte, die der Bauart des letztern durchaus nicht entspricht. Bemerkenswerth ist das steinerne Kreuz an der Ostseite wegen seiner trefflichen Arbeit. — Eben so rein und schön war der Bau ursprünglich im Innern: der Chor mit großen Fenstern, die ganz mit köstlichen, glühenden Glasgemälden geziert sind; das Schiff mit zwölf schlanken Pfeilern in zwei Reihen, die ein kühn gedachtes Gewölbe tragen, das Innere durch hohe, freie Fenster erhellt, die durch die Schönheit und Mannigfaltigkeit ihrer Steinarbeit Bewunderung erregten. Damals befanden sich acht Altäre in der Kirche, von denen jetzt noch zwei übrig sind. Der obere gegen Osten ist der Altar der „zwölf Boten,“ gestiftet im J. 1388 von Heinrich Toppler. Die zwölf Apostelköpfe unter den Flügelthüren soll Michael Wohlgemuth gemalt haben. Er hielt sich im J. 1481 hier auf, und fertigte die Gemälde des Altars, den die Familie Zuckmantel stiftete, und der im J. 1494 sammt dem Schnitzwerk durch Nachlässigkeit eines geistlichen Herrn verbrannte (die innern acht trefflichen Altarblätter sind laut der Inschrift von Friedrich Herlein im J. 1466 gefertigt). Das Sacramentshäuslein dabei ist im J. 1479 gebaut. — Der mittlere Altar „St. Jost auf dem heiligen Blut“ ist gestiftet im J. 1478. Die Bildschnitzerarbeit dieses Altars von einem unbekannten Meister, das

heilige Abendmahl vorstellend, wird, obgleich in den äußern Theilen des Werkes schon schadhaft, besonders der Ausführung im Einzelnen wegen, sehr gerühmt. Das heilige Blut soll sich in einer kleinen, gläsernen Kapsel in der Mitte des Kreuzes befinden, das in der Mitte jenes Bildwerks hervortritt.

Allmählich wurde aber der schöne Bau im Innern und Aeußern auf eine solche Weise ausgeschmückt, daß er als ein Denkmal der zunehmenden Geschmacklosigkeit und Barbarey gelten konnte. Schon der spätere Westbau ist nicht mehr in dem reinen Styl des ältern aufgeführt. Im J. 1474 bauete man die erste Orgel; im J. 1479 die große Vorhalle an der Südseite, die sogenannte „Ehethür," weil hier nach altem Gebrauch die Hochzeitleute eintreten. Im J. 1573 baute man querdurch die neue, hohe, blauangestrichene Emporkirche, um darauf die Musikanten aufzustellen. Im J. 1581 wurde die Kirche renovirt, wie man sagte, wobei man allerlei lächerliche Schnörkeleien anbrachte; im J. 1582 führte man die Orgel von den Franziskanern hieher und fügte sie der alten an; im J. 1584 wurde der Taufstein errichtet; im J. 1597 riß man die wenigen Kirchenstühle heraus, die sich sonst im Schiff befanden, und füllte es mit neuen vollauf an. Im siebenzehnten Jahrhundert ging man um manchen Schritt weiter, um die Kirche eng und finster zu machen. Im J. 1603 baute man die Gitterstühle neben der Ehethür für den Rath. Im J. 1604 verfertigte Georg Brenk, der Bildschnitzer

aus Windsheim, den neuen Predigtstuhl, der den Leuten ein Wunderwerk schien. Selbst der Abt Johann Mehlführer zu Heilsbronn hielt eine Predigt darüber und dedicirte sie dem Rath. Im J. 1611 wurde die Emporkirche über der Ehethür errichtet, damit der Innere Rath allein sitze, ebenso die Gitter für die Frauen auf der Mitternachtseite. Im J. 1620 brach man auf die widerwärtigste Weise auf der Ostseite eine kleine Thür herein, „das Schulerthürlein," „so aber sehr deform an selbigem Ort ist," sagen selbst gleichzeitige Chroniker. Im J. 1640 fing man an, die große Orgel dicht unter dem Kirchengewölbe zu bauen, weil die bisherigen schadhaft waren. Das Werk, welches man rühmte (es hatte zusammen sechsundvierzig Register und zwölf Blasbälge), wurde 1651 fertig. Im J. 1664 wurden gar kunstreich, die großen, beweglichen Bilder auf der Orgel angebracht: König David, der auf der Harfe spielte, Moses, der mit seinem Stab den Takt schlug, diverse posaunende Engel ꝛc. was allgemeine Rührung erregte. Im J. 1665 baute man für des Superintendenten Hausfrau und Kinder ein bequemes, kleines Emporkirchlein an der Mitternachtseite. Das achtzehnte Jahrhundert that sein Möglichstes, um nicht zurückzustehen. Im J. 1702 erweiterte man die Emporkirchen an der Mitternachtseite, im J. 1718 machte man in das altgothische Gebäude eine Thüre im damaligen nagelneuen Geschmack und die Erbauer waren nicht wenig stolz auf ihr Werk. Immer noch war den Leuten zu viel Licht in ih-

rer Kirche. Deßhalb mußten die obern Emporkirchen hinein, welche die zierlichen Fenster fast ganz verdeckten. Ein einträglicher Handel, den man mit Sitzen im Hause des Herrn trieb, gab einen guten Grund ab, dieselben möglichst zu vermehren. Wer einiges Ansehen besaß, brachte es leicht dahin, den erkauften Stuhl in einen schwarzen Gitterkasten zu verwandeln, der sich unter den plebejischen, offnen Stühlen wunderlich genug ausnahm. Man brachte diese Kästen gern an Pfeilern an, und wenn dessen Vorsprünge unbequem schienen, so hieb man ohne Weiteres ein Stück aus dem Pfeiler heraus. Zuletzt wurde das Innere des Baues mit bunten Wappenschildern, mit großen, meist werthlosen Brustgemälden von Bürgermeistern, Kirchenpflegern ꝛc. an denen das weitläuftige, vergoldete Schnitzwerk die Hauptsache war, und welche alle Pfeiler verdeckten, so überladen, daß die Kirche nicht mehr einem christlichen Gotteshaus, sondern einer großen, finstern Trödelbude gleich sah. Allerdings befanden sich auch einige Gemälde dabei, die theils durch ihren Kunstwerth, theils durch ihr Alter und als Denkmale zur Geschichte der Malerei merkwürdig waren; aber diese hatte der Schmutz längst unscheinbar gemacht. In den letzten Jahren ist allerdings viel geschehen, diese Kirche von Außen und im Innern zu reinigen und würdig herzustellen. Doch ist noch viel zu thun übrig und so lange nicht wenigstens die obern Emporkirchen herausgenommen sind, (was sich durch sorgfältige Prü-

fung der vorhandenen Plätze und des Bedürfnisses bewerkstelligen ließe) kann der edle Bau nur höchst verunstaltet erscheinen. Zu bedauern ist es besonders, daß die bessern und merkwürdigen unter jenen Gemälden der Kirche noch nicht zurückgegeben worden sind.

Mit den Teutschherren und ihren Priestern, die durch spätere Stiftungen auf zehn angewachsen waren, lag die Bürgerschaft beständig im Streit. Die Bürgerschaft hatte im Kirchenwesen immer eine gewisse ehrenvolle Selbstständigkeit behauptet (vgl. Bensens Geschichte des Bauernkriegs in Ostfranken). Sie war daher der Kirchenreformation frühzeitig geneigt, aber die starke Reaktion, die auf den Bauernkrieg erfolgte, warf den Fortschritt etwas zurück. Im J. 1533 legte zwar Luther eine eigenhändige Empfehlung (Jenaer Ausgabe von Luthers Werken Thl. 17, pag. 2), für Magister Georg Schnell, genannt Celer, einen Rotenburger und seinen Tischgenossen ein, es suchte der Rath aber auf seine eigne Weise den Gottesdienst zu reformiren. Er ging nämlich den teutschen Orden an, den bisher so vernachläßigten Gottesdienst durch vertragsmäßige Einsetzung von zehn Priestern herzustellen und dadurch die Gemeinde zu beruhigen. Der Teutschmeister entschuldigte sich dagegen: es sey kaum möglich, nur e i n i g e tüchtige Priester „von der alten Religion" aufzutreiben, geschweige denn zehen. Dieses unnütze Hin- und Herschreiben dauerte fort bis in das J. 1544. Von Nürnberg, vom Markgrafen zu Ansbach und andern evangelischen Mit-

ständen vielfach aufgefordert, entschloß sich endlich der Rath zum Handeln. Er berief alle Priester und befragte sie, ob sie der neuen lutherisch-evangelischen Lehre von Herzen anhängen wollten. Nur ein einziger Diakonus weigerte sich. Nürnberg wurde darauf angegangen, einen evangelischen Prediger auf einige Zeit herzuleihen und am 22. März kam auch wirklich Thomas Venatorius, Prediger zu St. Jakob, hieher, der am 23. die erste evangelisch-lutherische Predigt hielt. Diese wurde mit solcher Freude aufgenommen, daß alles Volk in der Kirche auf die Kniee niederfiel und mit Thränen Gott für Erlösung aus dem Gewissenszwang dankte. Man sah sich nach einem eigenen Prediger um, wozu Melanchthon den Siegmund Staudacher in einem eigenhändigen Brief vorschlug, der auch die Vocation erhielt. Da der Teutschorden zu keiner Aenderung sich verstehen wollte, und die zwei Geistlichen, die er hergab, so unwissend waren, daß sie nicht einmal einen Psalm lesen konnten, so entschloß sich am 24. October 1545 der Rath, nach eingeholtem Rechtsgutachten, diese zwei Teutschordensgeistlichen nebst zwei verlaufenen Mönchen, welche bisher die alten Ceremonien besorgt hatten, förmlich auszuweisen und die Kirchenstiftungen zu ihrem ursprünglichen Zweck in den Besitz zu nehmen. Zwar mußte die Stadt das sogenannte Interim anerkennen, doch der Religionsfriede im J. 1555 machte allem Hader ein Ende. Der Teutschorden verstand sich durch einen Vergleich im J. 1556 den bisher eingezogenen Zehen-

ten der Stadt zur Besorgung des Gottesdienstes abzutreten. Ein Consistorium, welches das ganze Kirchenwesen in der Stadt und im Gebiet zu ordnen hatte (zusammengesetzt aus zwei oder drei Bürgermeistern, dem Superintendenten und einem Geistlichen), trat im J. 1559 zusammen und entwarf die erste Kirchenordnung. Erst im J. 1672 brachte die Stadt das Teutschordenshaus mit den Gütern durch Kauf an sich. Der Umfang dieses Hauses nebst Gärten und Nebengebäuden muß beträchtlich gewesen seyn, da es sich urkundlich bis an das alte Stuckhaus (gebaut im J. 1704) hinter dem Gymnasiumgebäude erstreckte. Einst führte vom Teutschhaus ein Gang auf Pfeilern bis zur St. Jakobskirche, damit die Priester desto bequemer herüber gehen konnten. Dieser Gang ist schon im J. 1590 abgebrochen worden. Im J. 1704—1706 wird erwähnt, daß vier Gebäude auf dem Grund des abgebrochenen Teutschhauses aufgeführt werden. Nichts ist von ihm und seinem Zubehör mehr übrig, als das sogenannte „Pfaffenstüblein," das ist ein kleiner Bau über der Sacristei der Jakobskirche, wo man ungehorsame Priester einzusperren pflegte. — Zur Zierde des geräumigen Platzes, auf dem die St. Jakobskirche steht, wurde östlich von derselben die St. Michaelscapelle, gestiftet im J. 1449 von Helene Langmäntlin, des Ritters Hanns von Rosenbergs Wittib) errichtet. Der Bau war klein, wurde aber wegen seiner reingothischen Verhältnisse und gar zierlicher Steinmetzenarbeit sehr bewundert. Man brauchte ihn zur Aufbewahrung

der Stadtbibliothek. Im J. 1804 verkaufte ihn die K. Stiftungsadministration für kaum 200 fl. auf den Abbruch.

b) Das Dominikaner Kloster.

Im J. 1256 bestand ein Klösterlein im Dorf Neusitz, das vom Nonnenkloster zu St. Mariä zu Würzburg besetzt ward. Im J. 1258 erlaubte Bischof Iring zu Würzburg der Priorin zur größern Sicherheit den Hof des Lupolt von Nortenberg in der Stadt Rotenburg zu beziehen. Durch Stiftungen des benachbarten Adels, der in dem Frauenkloster eine Art Versorgungsanstalt seiner Töchter sah, wuchs dasselbe schnell. Es scheinen besonders häufig Leibgedinge hier gestiftet worden zu seyn, deren Ertrag die Klosterfrauen während ihrer Lebenszeit genossen und die nach ihrem Tode dem Kloster heimfielen. Bald konnte dasselbe Geld gegen Pfandschaften ausleihen, die nicht wieder ausgelöst wurden. Als Schirmherren galten die Herrn von Nortenberg, besonders die von der Linie Bielriet.

Da ergab sich nun Streit aller Art. Die Frauen hatten von Benedikt IX. volle Abgabenfreiheit, auch in Bezug auf die Stadt erlangt. Deßhalb behaupteten sie den freien Weinschank im Kloster, der von den jungen Bürgern oft heimgesucht wurde und wobei das verpönte Würfelspiel und Unfug aller Art geübt wurde. Andrerseits lagen die Vettern vom Landadel mit Pferden und Hunden häufig im Kloster. Eine fromme Priorin,

Gutta von Seldeneck, wurde der Unkosten überdrüssig, die so dem Kloster erwuchsen und wies die adeligen Gäste aus. Diese befehdeten nun das Kloster, welchem die Stadt nur unter der Bedingung Hülfe zugestand, daß es ihr die Schirmherrschaft übergäbe. Dieses geschah endlich feierlich im J. 1377, wo die Frauen die Priorin Margaretha von Walmersbach bevollmächtigten, der Stadt die Schirmherrschaft zu übertragen. Lupolt von Bielriet erhob anfangs Fehde gegen die Stadt, da sie aber schlecht ausfiel, trat er seine Rechte im J. 1378 derselben förmlich ab. Die Ordnungslosigkeit der Frauen veranlaßte eine Klage des Raths gegen sie bei dem Ordensgeneral Raimundus, der im J. 1397 strengere Clausur und Regel bestimmte, wobei zugleich festgesetzt ward, daß künftighin nie mehr als vierzig Frauen im Kloster sich befinden sollten, die zur Hälfte aus den Töchtern des Landadels, und zur andern aus denen der Rathsbürger zu bestehen hätten. Der Adel fügte sich nach vergeblicher Fehde im J. 1414.

Die Klosterfrauen waren Dominikanerinnen von der dritten Regel, welche Pater Munio, der Spanier, entworfen hatte. Vermöge dieser legten sie die drei Gelübde nicht ab, und waren auch kaum einer strengen Clausur unterworfen. Selbst nach der Schärfung durch Raimundus wurde ein Vergehen gegen die Keuschheit nur mit einem Jahre Kerkerstrafe gebüßt. — Eine Klosterpfründe bestand außer freier Wohnung noch aus einer gewissen Competenz von Naturalien. Da nun

diese zum bequemen Unterhalt nicht hinreichten, so stifteten die Verwandten der Frau ihr gewöhnlich ein Leibgeding. Stets war es einer Klosterfrau, selbst der Priorin gestattet, gegen Verzichtleistung auf das Leibgeding, auszutreten und sich zu verheirathen. So beweist es eine Anzahl Urkunden. In den ersten Jahren der Kirchenreformation verließen alle Frauen freiwillig das Kloster; nur die alte Priorin Katharine Eulerin konnte sich nicht trennen. Wie sie der Verwaltung nicht mehr vorzustehen vermochte, bat sie den Rath sehr kläglich, ihr einen Gehülfen zu geben. Dieser zog im J. 1554 wirklich in das Kloster, und als die hochbetagte Frau in demselben Jahre starb, blieb die Stadt unangefochten in dem Besitz des Klosters. Das Klostervermögen wurde stets besonders verrechnet und ad pias causas verwendet.

Wann der Bau der Klosterkirche begann, ist nicht zu bestimmen, doch findet sich eine Stiftung vom J. 1270 zur Vollendung des Baues. Es war ein ziemlich kleines, altgothisches Gebäude mit zwei Thürmchen, das eine an der Vorderseite, das andere an der Hinterseite. In den Chören befanden sich vier Altäre, deren Schnitzwerk gerühmt wurde. In einer Crypta lag der uralte Stein, welcher die Stifter des Klosters deckte; außerdem sind noch viele denkwürdige Grabmäler verzeichnet. Im J. 1813 brach man die Klosterkirche ab, und verschaffte dadurch dem k. Rentbeamten einen größern Garten. Denn in ein Rentamt wurde das Kloster verwandelt. Jetzt ist nichts mehr Merk-

würdiges in demselben, als jener Grabstein der Fundatoren, welchen die Sorgfalt des gegenwärtigen Beamten erhielt.

c) Das Franziskanerkloster und die hohe Schule.

Zwei terminirende Minoriten von Schwäbisch-Hall, Otto und Günther, fanden hier einen Ort, der ihnen gar wohl gefiel. Sie giengen sowohl ihren Provinzial, als den Rath an, daselbst ein Kloster zu bauen. Dieses gestattete der Rath im J. 1281. Durch Collekten und einen Ablaß (von Johannes episc. Lythoniensis auf vierzig Tage im J. 1285), erwuchs das Kloster. Besonders trug Johann Hornburg bei, daher die Sage, als sey er der Fundator. Die erste Schenkungsurkunde eines Bürgers ist vom J. 1301. Schon vom J. 1377 finden sich urkundlich je zwei oder drei Bürger als Pfleger des Klosters, welche dessen geringes, baares Vermögen und Dominikalrenten verwalteten und in seinem Namen Käufe abschlossen. Die Zahl der Brüder, welche nach der ersten Regel des Franziskanerordens lebten, ist nicht angegeben. Zur Zeit der Kirchenreformation nahmen die Brüder eifrig Parthey für dieselbe. Die jüngern entwichen sämmtlich und griffen zum ehrsamen Handwerk. Nur acht Conventualen blieben zurück. Der letzte Guardian Georg Setzentriebel starb im J. 1548. Die zwei letzten Conventualen, Andreas und Michael Eisenhard, entflohen; der letztere in Verdacht einer Blutschuld. Der

Rath nahm vor Notar und Zeugen das Barfüßerkloster in den Besitz und verwaltete das Vermögen ad pias causas. — Ein Theil der Nebengebäude wurde zur städtischen Rüstkammer verwendet, die man nach der Besitznahme im J. 1803 fleißig ausräumte. Im J. 1705 erließ der Rath die Verordnung, daß vier Priesterwittwen im Klosterbaue wohnen dürften, welche Zahl im J. 1709 auf acht vermehrt wurde. Seit dem J. 1725 genossen sie auch den Ertrag einer Erhardischen Stiftung.

Die Franziskanerkirche, ohngefähr ums J. 1300 erbaut, würde durch ihre reingothische Bauart eine Zierde der Stadt seyn, wenn man sie nicht so häufig vernachlässigt hätte. So wurde eine Zeit lang der Chor zu dem königlichen Salzmagazin verwendet, was das Gebäude nicht wenig beschädigte. Außer dem kleinen, schlanken, aber ungemein zierlichen Thurm ist auch das Innere der Kirche merkwürdig. Denn sie allein hat ihre alten Epitaphien vollständig erhalten (s. unten Inschriften). Bemerkenswerth sind zwei Altarblätter, weniger wegen ihrer Schönheit, als ihres hohen Alters.

Auf der Stelle des jetzigen, großen Schulgebäudes stand einst ein kleines, altes Schulhaus. Als Einkommen des Schulmeisters wird im J. 1400 erwähnt: Renten 11 fl. 30 Pfennige, 4 Klafter Holz, von jedem Knaben jährlich 20 Pfennige Gebühr, 4 Pfennige Einstand und eine Kerze oder 6 Pfennige. Im J. 1525 wird schon ein Schulrektor, Magister Besenmeyer neben einem

teutschen Schulmeister Ickelsheimer genannt. Im J. 1558 wurde der berühmte Dr. Theol. Jacob Andrä zu Einrichtung einer neuen Schulverfassung hieher berufen. Im J. 1559 wurde die lateinische Schule in das Franziskanerkloster verlegt und auf vier Classen vermehrt, die nach und nach auf sieben anwuchsen. Die Schulordnung entwarf damals Abdias Wickner, der sich selbst einen Ludimoderator nennt. In der alten Schule gründete man ein Alumnäum von zehn bis zwölf Zöglingen. Die Einkünfte desselben wurden aus dem eingezogenen Franziskanerkloster fundirt. Also sagt die älteste Schulordnung, welche vom Consistorium ausgieng Cap. IV. Tit. I. „Nachdem auch zur Erhaltung des Chors vnd Beförderung der reinen, evangelischen Religion von E. Wohledlen Rhat einige anzahl Knaben vnd Burgers Söhne, alß vil hiesiges franziskaner Kloster ertragen kann, ins gemein zwölf erhalten werden, die ihr Wonung auf der Schul haben ꝛc." Ferner Tit. IV. „Dieses Beneficium aber ist vornehmlich auf die hießigen Stadt- vnd Landkinder angesehen, deßfalls dergleichen vorhanden, so deß bedürftig vnd darzu qualifizirt wären, Sie vor den frembden den Vorzug haben sollen. Solten sich aber dergleichen nicht finden, hingegen schöne, dem Choro Musico vnd Gemeiner Statt vnd Land künftig wol anständige Subjecta von denen hier frequentirenden Fremden, oder anderswoher recomandirte sich presentiren, wären solche auch nit gänzlich auszuschließen." Im J. 1589 wurde die alte Schule abgebrochen

und das neue Gebäude von drei Stockwerken aufgeführt. Dorthin verlegte man die lateinische Schule, die jetzt als ein Gymnasium illustre erscheint, das öfters in den sieben Classen von 200 bis 500 Schülern besucht wurde. Die Kosten der Schule bestritt man größtentheils aus den eingezogenen Klosterstiftungen.

d) Das Bruder- und das Schwesternhaus.

Im Brudergäßlein stand ein kleines Haus, welches einige Brüder von der dritten Regel St. Franzisci bewohnten. Es wurde fundirt im J. 1400. Im J. 1541 starb der letzte Bruder. Der Rath ließ das baufällige Häuslein abbrechen und den Bauplatz verkaufen. — Das Schwesternhaus im Spießgäßlein war von grauen Schwestern nach der dritten Regel St. Francisci bewohnt; bestätigt im J. 1295. Im J. 1555 starb Anna Sparmännin, die letzte Schwester. Der Rath räumte das Haus (Nr. 768.) dem Hauptprediger von St. Jacob. — Von diesem Schwesternhaus ist das sogenannte Frauenhaus am Röberthor wohl zu unterscheiden. Dasselbe war mit sechs freien oder fahrenden Frauen unter der Aufsicht einer Frauenwirthin besetzt, die wöchentlich dem Rath 30 Kreuzer für das Weinschankrecht bezahlen mußten. Ihre Auszeichnung war ein weiß und rothes Kopfzeuch. Im J. 1525 brannte das Haus durch Nachlässigkeit oder in einem Tumult ab.

Man warf dafür die Frauen in den Thurm und schaffte sie sofort aus dem Lande.

e) Das alte Spital und Johanniterhof.

Auf der ältesten Ringmauer der Stadt soll ein kleines Krankenhaus gestanden haben, „das alte Spital" genannt. Unbekannt ist es, wann dieses von der Bürgerschaft dem Johanniterorden übergeben wurde. Doch waren urkundlich schon im J. 1252 Ritter vom Spital (fratres hospitalis s. Johannis Jerosolymitani) in demselben. Der Johanniterhof in Reichordsrode (seit dem J. 1182) war ursprünglich von dem hiesigen getrennt. Die Commende des Johanniterordens blieb hier in Bezug auf Besitzthum und Religionsausübung durchaus ungefährdet. Nur das Asylrecht wurde ihm von der Stadt beharrlich verweigert. Das jetzige Gebäude ist im J. 1719 auf dem Grund des ältern errichtet und hat nichts Sehenswerthes. — Aber an die Kirche St. Johannis, welche dabei steht, hatte der Orden kein Recht. Diese ist im J. 1404 von der Bürgerschaft gebaut und erhielt ihre besondern Pfleger aus dem Rath. Im J. 1604 ist sie neu auf dem alten Grund gebaut worden. In neuerer Zeit bestimmte man sie zum römisch katholischen Gottesdienst.

d) Das neue Spital zum heiligen Geist (extra muros).

Ueber dieses Spital ist selbst in den Chroniken viel Falsches erzählt, weil man, früher aus ir-

gend einem Grunde, die ächten, alten Urkunden zurückhielt. Indem ich mich auf die in den „Historischen Untersuchungen ꝛc. p. 541—56 angegebenen Urkunden berufe, gebe ich hier nur kurz die Resultate.

Der Grund und Boden des Hospitals z. h. G. gehörte ursprünglich den Besitzern der nahen Burg „Essigkrug", welche zuletzt in den Händen des Grafen Otto von Flügelau war. Es stand hier ein älterer Spitalbau, wahrscheinlich seitdem das alte Spital die Johanniter inne hatten. Im J. 1281 fing die Burggemeinde an, dieses Hospital in größerer Ausdehnung auszubauen. Von einer eigentlichen Stiftung kann man nicht sprechen, denn die Bürger bauten das Spital, wie sie das Rathhaus und das Brodhaus errichtet hatten, daher existirt kein Stiftungsbrief. Da der Zweck des Baues ein rein frommer war, nämlich: Pilgrime, besonders nach dem heiligen Grab und nach Rom, ferner arme Wanderer und Kranke aller Art einige Tage lang zu verpflegen, und da das Vermögen der Gemeinde diesem Aufwand bald nicht mehr gewachsen war, so nahmen sich benachbarte Bischöfe der Sache an. Als der erste verlieh Wichand, Bischof von Passau, dem Spital einen Ablaß von vierzig Tagen, gültig für alle, welche dort ihre Sünden büßen oder nur zum Bau des Spitals etwas beitragen würden. Diesem folgten zwischen 1281—1324 mit ähnlichen Bestimmungen zwölf Bischöfe Oberitaliens, siebenzehn teutsche und böhmische, zwei Erzbischöfe und zehn Bischöfe von Süd-

frankreich. Da nun nach allen Seiten Collektanten hinausgingen, so wurde ziemlich viel eingebracht, obgleich die Gaben meist gering waren, wie das älteste Verzeichniß derselben aus der Umgegend beweist. An der Spitze der letzteren steht Lupolt von Weiltingen, daher hat man später ihm die Ehre angethan, ihn als Fundator des Spitals auszugeben. — Nachdem Otto von Flügelau in der Kirche zum heiligen Geist beigesetzt war, im J. 1317, erhob dessen Schwiegersohn und Erbe, Conrad von Hurnheim Ansprüche an das Spital, und die Bürgerschaft sah sich genöthigt, ihm den Essigkrug mit dem Boden des Spitals um vierhundert Pfund Heller abzukaufen, im J. 1350. Man hat später vorgegeben, das Spital sey nicht blos von den Bürgern, sondern auch von der Landschaft bezahlt worden. Das ist nun höchst lächerlich, da im J. 1383 die Stadt ihre erste Herrschaft außerhalb der Stadtmarkung erkaufte, während das Spitalvermögen sich urkundlich innerhalb der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts sammelte. Es wurden nämlich die aus den Collekten eingehenten Gaben auf Käufe von Gütern und Leibgedingen verwendet, wobei sich nach alter Art der Käufer zuweilen eine Seelmesse ausbedingte. Im vierzehnten Jahrhundert findet sich nur eine einzige eigentliche Stiftung, und zwar von dem ausgestorbenen Bürger-Geschlecht der Zuckmantel. — Späterhin mehrte sich das Spitalvermögen, besonders dadurch, daß sich reiche Bürger eine „Herrenpfründ" im Spital für ihre alten Tage, oft mit

1000 bis 2000 fl. erkauften. Was sie innerhalb ihrer Pfründstube besassen, fiel dem Spital zu. Als Oberer des Spitals galt ursprünglich ein Caplan, dem zunächst vier geistliche Pfründner oder Vicare beigegeben waren. Diese alle mußten Priester seyn, bezogen ihren Unterhalt von den Stiftungen desjenigen Altars in der Kirche zum heiligen Geist, der ihnen zunächst übertragen war, und alle hatten gemeinschaftlich zu schlafen und zu essen. Keiner dieser geistlichen Brüder durfte ohne Erlaubniß des Caplans das Spital verlassen. — Der weltliche Verwalter des Spitals war der Spitalmeister, dem die verschiedenen „Amtleute" gehorchen und Rechnung legen mußten. Auch diese Laien waren gewissen geistlichen Vorschriften unterworfen. Der Caplan, der Spitalmeister, dessen Amtleute bildeten mit Zuziehung einiger Rathsbürger „die Samenung" d. h. den Verein, der alle wichtigern Geschäfte besorgte. — Auch die Siechen, welche das Spital besuchten, waren einer klösterlichen Zucht unterworfen und hatten bey Strafe dem Spitalmeister zu gehorchen. Der Aufenthalt im Spital auch von reichen Herrenpfründnern wurde daher auch gleich einem guten Werke angesehen.

Das Spital gehörte dem Boden nach ursprünglich zu dem Sprengel der Kirche Gebsattel; daher hatte das Kloster Comburg das Patronatsrecht und der Parochus von Gebsattel die geistlichen Verrichtungen. Dieses wurde im J. 1327 abgelößt, und der Spitalcaplan erhielt das Recht des

Beichthörens &c. im Spital. Anfänglich stand das Spital unter kaiserlichem Schutz, der von Ludwig IV. der Stadt übertragen ward. Im J. 1340 nimmt bereits ein Bürgermeister an der Samenung Theil, und seit dem Jahre 1406 kommen zwei besondere Spitalpfleger von Seiten des Raths vor.

Die Kirchenreformation mußte auch hier Vieles ändern. Eine Anzahl eingezogener, geistlicher Einkünfte in Stadt und Land (die letztern zurückgegeben vor dem J. 1630), die sogenannten „vacirenden Pfründen", wurden dem Spital zur Verwaltung übertragen. Im J. 1562 wurde eine förmliche neue, geistliche Ordnung entworfen und von M. Philipp Wernher eingetragen. Der Caplan hieß jetzt Spitalpfarrer, und die vier Vicare bildeten „gleichsam eine Priesterschule darin die Jungen vngenickten Priester zu den Kirchengescheften angefürt werden sollen." Später trat an deren Stelle ein Diaconus. Das Capitel der Pfründner dauerte bis zum J. 1792. In neuern Zeiten haben die ganzen und halben Pfründen, die erkauft wurden, aufgehört. Das Spital, welches unter der allgemeinen Stiftungsadministration nicht wenig gelitten hatte, ist jetzt unter der wohlgeregelten städtischen Verwaltung eine Kranken- und Armenanstalt geworden, die mit einem Vermögen, das von einer Million wenig entfernt seyn wird, Viel zu leisten vermag.

Die Gebäude des Hospitals sind erst allmählich entstanden. Der Hauptaltar zum heiligen Geist

(an dem das Schnitzwerk „die Krönung Mariä" von der trefflichsten Arbeit und höchst sehenswerth ist), wurde geweiht im J. 1308. Dieses Jahr ist demnach auch für die Vollendung der ältesten Spitalkirche anzunehmen. Im J. 1591 ist die Kirche renovirt worden, wo man den kleinen Anbau, der jetzt die Orgel enthält, errichtete. Die Orgel selbst ist im J. 1658 gebaut, zu welcher Zeit man auch das Innere der Kirche mit Wappen zierte. — Im J. 1496 ist die alte, jetzt abgebrochne Pfründnerei gebaut, die man im J. 1569 so erweiterte, daß man im untern Saal die lagerhaften Kranken und im obern die Gesundwerdenden sondern konnte. Im J. 1560 hatte man schon für die Armen ein eignes Gebäude errichtet. Im J. 1574 bis 78 führte man den neuen, trefflichen Spitalbau auf, dessen mittlere Schneckentreppe sehenswerth ist. Im J. 1660 ist der Bau oberhalb des Backhauses errichtet.

Zu dem Bereich des Spitals gehört auch noch der Mühlacker mit seiner uralten Linde. Dort ist im J. 1516 aus gewaltigen Quadern die Roßmühle von fünf Gängen aufgeführt, ein Gebäude, was in dieser Art an Dauerhaftigkeit und Tüchtigkeit wenige seines Gleichen hat. In Kriegszeiten und bei Wassermangel war diese Mühle die nur zweiunddreißig Pferde vollständig in Bewegung setzen können, von großem Nutzen.

Der Gang um die Stadt.

Auch dieser Gang um die Stadt gewährt so manche alte Erinnerung, bietet so manches Bemerkenswerthe dar, daß es Aufzeichnung verdient. — Wenn man aus dem Burgthor tritt, die Stätte des Landgerichts links läßt und den kleinen Hügel hinab aus dem zweiten Thore geht, so kömmt man auf einen schmalen Weg. Er führt auf dem Rücken des ehemaligen Walles hin, den man größtentheils in den schmalen Graben längs der Stadtmauer warf. Denn so steil ist hier der Abhang des Tauberthals, daß es hier auch in der Fehdezeit nur sehr weniger Bevestigung bedurfte. Einst war dieser Theil der Mauer den Sattlern und Schneidern zur Bewachung zugewiesen. — Sogleich, wie man aus dem Thore tritt, sieht man oben auf der Mauer ein altes Gebäude. Aus dessen Fenster wurde im J. 1525 der Reformator Bodenstein, genannt Carlstadt, von einem Fräulein Badell in einem Korbe herabgelassen, als schon die Schergen ihm auf der Spur waren, die ihn zum Tode führen sollten. — Dann sieht man an der Stadtmauer einen Vorsprung von ungewöhnlich großen Quadern. Sie sind vom Pharamundsthurm genommen. Das große Gebäude, das auf Felsengrund ruht und einen Theil der Stadtmauer ausmacht, gehört zum Frauenkloster. Der Weg, der dann in das Tauberthal hinabführt, heißt die kurze Steig. So steil sie auch ist, so sprengte doch

einst Kaiser Carl V. mit seinem ganzen Gefolge sie hinauf.

Der Thurm an der Ecke, einst mit zwiefacher Courtine eingeschlossen, ist der Strafthurm. In seinem Innern sieht man noch eine Anzahl Zellen, in welche Bürger kleiner Vergehen wegen einst eingesperrt wurden. Zwischen ihm und dem Burgthor steht noch der Klosterthurm und der Todtengräberthurm. Rechts vom Strafthurm geht man zur Klingenbastei hinauf, erbaut im J. 1587. Der hohe Thurm über dem innern Thor ist der Klingen- oder Fürbringersthurm, auf den das Wasser aus der Bronnenmühle hinaufgeleitet wird. Das Werk ist sehenswerth. Einen Theil der Bastei macht ein schön und rein erbautes Kirchlein aus, das dem St. Wolfang und seinem Knecht dem St. Wendelin gewidmet ist. Sein Mauerwerk gewinnt gegen Außen eine besondere Vestigkeit gegen Stückkugeln durch die eingesprengten Bögen. Die häufigen Schießscharten in demselben zeugen für den ehemaligen Gebrauch. — Einst stand hier ein Betplatz mit einer kleinen Capelle. Zu dieser hatte das Landvolk das besondere Vertrauen, daß eine Wallfahrt hieher die Heerden gegen den Wolf schütze. Durch fromme Gaben kam ein Vermögen zusammen, aus dem im J. 1493 das Kirchlein erbaut ward. Hier gab es einst großen Ablaß, an den hohen Festen, den Marientagen rc. auf 1240 Tage, das ganze Jahr hindurch auf vierzig Tage. Der Schäfersgilde (s. unten Volkssagen) hielt man hier jährlich eine Predigt. Im J. 1804 zog

man das Vermögen des Kirchleins, einst zur Verbreitung des Christenthums, dann auch für die Schulen verwendet, zur Schuldentilgungscasse ein. Nur einmal wird im Jahre eine Predigt gehalten, weil eine Stiftung eine Kleinigkeit dafür bezahlt. — Von der Klingenbastei an beginnen die eigentlichen Bevestigungen der Stadt. Diese wurden einst vornehmlich von dem Weinumgeld bestritten, das Kaiser Carl IV. der Stadt dazu anwies; ferner von einem Einstand bei der Bürgerwerdung „dem Grabengeld." — Die Ringmauer begann man im J. 1204. Sie hat oben einen Gang, der nur mit Ziegelwerk gedeckt ist, aber Schießscharten für die schweren Wallbüchsen hat. Die Strebepfeiler im Innern sind meistens schwach. Die niedere Ringmauer oder der innere Zwinger mit den Bastionen oder niedrigen Thürmen zur Deckung der Winkel, ferner die Fütterung des breiten Grabens wurde im J. 1430 begonnen. Der hohe Wall aber jenseits des Grabens ist an dieser Seite erst im J. 1610 aufgeworfen worden. Die Thürme auf dieser Seite sind: der Pulverthurm, der Henkersthurm (abgebrannt im J. 1528) der Kummereckthurm (hier stürmte Tilly, s. u.); der Wall am Galgenthor, die Katze genannt, ward im J. 1620 aufgeworfen. Dieses Thor war ohnehin dem Angriff am meisten ausgesetzt. Hier drangen die Truppen Turenne's, wie die preußischen Husaren ein. — Der Thorthurm soll von dem abgebrochenen Schloß Nortenberg neu aufgeführt seyn, nachdem er im Judensturm im J. 1350 abbrannte.

Etwas weiter hinaus lag das kleine Vorwerk des Heinrich Toppler: ein Thurm auf einer Brücke, die auf beiden Seiten von einem künstlichen Teich (Thurmselein) geschützt war. Neben an befindet sich eine tiefliegende Stelle „die Köpfleinwiese" wo man einst die Raubritter, Räuber ꝛc. enthauptete. — Ohnfern steht das weltberühmte Gasthaus zum Rappen, das ganz an die Stelle der alten Trinkstube trat. — Dann folgen an der Stadtmauer: der Thomasthurm, der Weiberthurm, das Röderthor mit dem Röderthurm. Die Bastei daselbst, deren Stärke blos auf den tiefen Wassergräben beruhete, ist im J. 1615 erbaut. Vor diesem Thor liegt zunächst der Gottesacker, der im J. 1525 dorthin aus der Stadt verlegt wurde. Die Kirche ist erst im J. 1652 eingeweihet worden. Neben demselben befindet sich der öffentliche Schießwasen oder „der Brühl." Daselbst lagerte im J. 1632 König Gustav Adolph mit seinem Heere und ohngefähr sechzig Stücken Geschütz. Die Strasse, die dort hinausgeht, führt nach Ansbach. Sie hieß einst „der Kaisersweg," weil auf ihm Kaiser Friedrich III. mit seinem Sohn Maximilian und vielen Fürsten dem König Christian von Dänemark entgegenritt, auf den er an der Gränze der Markung traf. An der Mauer folgen: der Hageners Thurm, der Schwefelthurm, der Faulthurm (er ist der höchste und schönste von allen; das Volk trägt sich mit der Sage von unterirdischen Gefängnissen in seinem Grunde, die so tief seyen, als er über dem Boden hervorrage. Jetzt wenigstens sind sie verschüttet. Alte Leute wollen in der Tiefe vorra-

gende Schwerter und Spieße gesehen haben, in die man einst Staatsverbrecher von oben hinabstürzte. Nach manchen Erzählungen soll sich sogar ein Jungfrauenkuß, d. h. ein Holzbild mit einer Maschinerie dort befunden haben, welches dem Küssenden den Hals abschnitt, während der Leichnam durch eine Fallthür in die Tiefe stürzte), dann der Thurm, den man den Ruckesser nannte. — Bis hieher ging die Stadt bis zur zweiten Umwallung. Noch steht ein Theil der alten (jetzt innern) Stadtmauer bis zum Sieberstthurm, noch ist der alte Graben hier mit Wasser gefüllt. Diese Mauer wurde im J. 1408 begonnen, während die Vorstadt innerhalb derselben schon früher bestand. An der Mauer die Thürme: der große und der kleine Stern. Die Spitalbastei, die stärkste von allen, welche besonders zur Beschützung gegen die benachbarte Leonhardshöhe diente, wurde im J. 1542 begonnen und wahrscheinlich im J. 1547 vollendet; daher Verschiedenheit der Angaben. Diese Bastei besteht aus zwei Abtheilungen und konnte als eine abgesonderte Forteresse vertheidigt vertheidigt werden. Der obere Gang, der für Carthaunen und andere Geschütze mäßiger Größe eingerichtet war (die andern Thürme waren meistens mit Doppelhacken und halben Feldschlangen besetzt), konnte aber leicht durch oben darüber gelegte Balken und einem Erdaufwurf gedeckt werden. Der untere Gang innerhalb des Grabens ist eine Art von Casematten, wahrscheinlich aber nicht vollendet. — Der hohe Spitalthurm ist im J. 1556

erbaut, und im J. 1633, als er durch Nachlässigkeit lothringischer Soldaten im Innern ausbrannte, ausgebessert worden. — Die Strasse dort läuft nach Feuchtwangen, Nördlingen und Augsburg zu. — Wenn man rechtshin weiter geht, so kömmt man an einen sehr starken, einzelnstehenden Thurm, der Wildbader- oder Wiesbader- auch Sau-Thurm genannt. Zwischen ihm und der Stadtmauer zog sich ein tiefer Felsengraben hin, der theilweise jetzt zugeschüttet ist. Die Verbindung zwischen ihm und dem Gang auf der Mauer wurde durch eine kleine Brücke hergestellt. Es wäre möglich, daß dieser Thurm ein Ueberrest der Burg Essigkrug sey, welche jenseits des erwähnten Grabens lag. Die Merianische Zeichnung Rotenburgs giebt bei diesem Thurme gegen den alten Burghof zu noch mehreres Mauerwerk und einen kleinen ungedeckten Thurm an. Dann folgen der Hundsthurm oder Stöberlesthurm, (hier befand sich eine Ausfallspforte. Noch sieht man, wo die Balken der Zugbrücke auflagen. Bemerkenswerth ist der dort eingemauerte, uralte Steinkopf mit dem kenntlichen Haarschnitt des achten oder neunten Jahrhunderts); der Kalkthurm, Fischthurm, Kahlethurm. Der Weissethurm über dem Kobolzellerthor, dann der Häuslesthurm, das Tauberthürmlein im Johanniterhof, die Käsekammer in der Höll, der Thurm am Burgeck. — Der Gang um die Stadt vom Wildbaderthurm bis zur Burg ist in neuern Zeiten zum Theil zerstört und unterbrochen. Ohne Zweifel war er der schönste Theil.

Das Tauberthal bei der Stadt.

Wenig bekannt und von geringem Umfange ist das obere Thal der Tauber, aber eine reizende Stelle auf der Erde. Es ist schön, wenn der Frühlingswind den Duft zahllos blühender Obstbäume weithin verbreitet; es ist schön am Sommerabend, wenn nur noch in ihm das frische Grün zu finden ist, und in den Gehölzen längs den Anhöhen Amseln und Nachtigallen schlagen; es ist schön, wenn sich die Rebengeländer an den Thalseiten mit breiten, dunkeln Blättern und Trauben gedeckt haben; selbst wenn die Herbstnebel das Thal fast bis an den Rand füllen und sie wie ein ungeheuerer Strom hinwogen; unter der Schneedecke, oder wenn die Tauber von den Waldwassern angeschwellt mit der Raschheit und dem Tosen eines Bergstromes hinstürzt, ist das Thal schön. Deßhalb verdient es auch durch alte Erinnerungen belebt zu werden.

Die Tauber nimmt ihren Ursprung aus einigen, kleinen Waldquellen, die jenseits des Rotenbergs in einem (jetzt trocken gelegten) Teich von acht oder neun Tagwerken zusammenfließen. Bald wird sie durch weit stärkere Zuflüsse vermehrt, die von allen den Waldhöhen herabkommen, welche ihr oberes Gebiet in einem Halbkreis umgeben. So fließt sie in der Mitte eines breiten, muldenförmigen Thales, das einem ehemaligen Seebecken nicht

unähnlich ist. Dasselbe senkt sich gegen die Anhöhe herab, wo das Kirchlein St. Leonhard steht. Diese Höhe wurde von der Tauber durchbrochen, die sich immer tiefer einwühlte und so ihr gegenwärtiges Thal bildete. Bis jetzt hat die Cultur in diesem Felsenthal noch nicht alle Spuren der ehemaligen Zerstörung verwischen können.

Das Kirchlein St. Leonhard wurde im J. 1388 vom Rath gestiftet. Der Caplan mußte in der Stadt wohnen und hatte wöchentlich nur vier Messen zum Besten der armen Siechen im dabei stehenden, alten Leprosenhaus zu lesen. — Im Thal folgen zunächst die Haldenmühle, die Walkmühle, die Schmelzmühle. Alle diese Mühlen bis nach Steinbach liegen „im Zarchen," und die Müller machen eine Art Gemeinschaft aus. — Hier soll sich im siebenzehnten Jahrhundert eine Eisenschmelze befunden haben, von der noch manche eiserne Ofenplatten in der Stadt vorhanden sind. Woher sie das Erz bezog, ist ungewiß. Thoneisenstein findet sich von Faulenberg bis Erzberg, er ist aber kaum reichhaltig genug. Nach einer Sage befand sich ein Stollen auf Eisen bei dem alten Schloß Geilnau. —

Bis hieher drang die Tauber durch eine enge Felsenschlucht, jetzt kömmt links her die Sandtauber herein, und der Grund wird breiter. Diese Sand- (nicht Schand-) Tauber entspringt zwei Stunden entfernt auf den westlichen Anhöhen bei Gammesfeld. Ihr Thal ist sehr abwechselnd und romantisch. In ihr befindet sich zunächst eine Pa-

piermühle, dann eine Hammerschmiede ꝛc. Auf der Höhe zwischen der Tauber und diesem Nebenarm breitet sich eine Sandsteinbreccie von abwechselnder Stärke aus, welche viele Reste von Saueiern ꝛc. enthält. — Die Gypsmühle; die Schwabenmühle; das Wildbad. — Uebereinstimmend wird in den ältesten Chroniken der Stadt erzählt, daß in den beiden Jahren 1356 und 1357 ein großes Erdbeben Südteutschland bis nach Basel zu erschütterte, welches großen Schaden anrichtete. Auch hier zerfiel die Reichsveste und der Essigkrug, und Felsen stürzten von den Thalwänden. (Ein drittes Erdbeben war im J. 1675 hier sehr bedeutend; einzelne Erdstöße hat man auch in neueren Zeiten wahrgenommen). Nach dieser Erderschütterung nahm man an dem Fuß des Hügels des Essigkrugs eine starke, fremdartig schmeckende Quelle wahr, die man früher nicht bemerkt hatte. Im J. 1400 soll Heinrich Toppler ein kleines Gebäude zu dem Aufenthalt von Badegästen errichtet haben; was aber nach seinem Tode wieder zerfiel. Erst im J. 1539 errichtete man den großen Bau mit einer Gaststube und Kämmerchen zur Beherbergung von Gästen. Lange Zeit pflegte man sich nur in den untern Gewölben des Hauses zu baden; doch waren Männer und Frauen durch ein Gesetz vom J. 1407 geschieden. Erst im J. 1784 wurde zur Bequemlichkeit vornehmerer Fremden das kleine Badhaus errichtet; die jetzigen Badezimmer erst im J. 1820. Eine zweite Quelle, die Stahlquelle, ist von der andern Seite der Tauber herübergeleitet. —

Die Brücke, welche unter dem Essigkrug über die Tauber geht, führt zu der Blinksteig. Das ist der Weg nach Blaufelden. Als eine administrative Merkwürdigkeit mag es gelten, daß diese Straße, in ihrem Beginn von der Stadtgemeinde gar gut gebaut und mit Nußbäumen bepflanzt, plötzlich ganz aufhört, so daß das Postwägelein wie alle andern Wagen weithin über Hutung und fruchtbares Ackerland fahren, und jeder sich eine andere Strasse sucht, bis wieder die K. würtembergische beginnt. — Die Steinmühle, einst Blinkmühle (Lupolt von Insingen verkaufte sie im J. 1308 an das Hospital z. h. G. um 100 Pfund Heller). Die steile Felsenwand hinter derselben ist vorzüglich reich an Petrefakten. — Ein vorzüglich schöner, alter Bau ist die lange Brücke (begonnen J. 1330), welche in zwei Reihen Bögen übereinander die Thalseiten verbindet, und deßwegen die Doppelbrücke genannt wird. Hierdurch stürzt sich bei Hochwasser die beengte Tauber mit der größten Gewalt, und so sanft sie meistens im Sommer ist, wo der Mühlgraben ihr das Wasser größtentheils entzieht, so schlagen doch zuweilen ihre Wellen über den Pfad, der neben ihr rechts sich hinzieht. — Hier knüpfen sich uralte Sagen an: einst sey das ganze Thal und die Gegend weit und breit mit Eichwaldung überwachsen gewesen, und an dieser Stelle habe der heilige Kobol, ein Waldbruder, bei einer kleinen Capelle gewohnt (Kobka heißt aber slavisch selbst die Zelle). Da ging nun in alter Zeit die Wallfahrt weit und breit her zu

seinen Gebeinen, so daß sich hier im Thalgrund ein Dörflein: Kobolzell bildete (urkundlich genannt J. 1375). Noch zeigt die Merianische Abbildung hier mehrere Häuser, die jetzt zerstört sind. Noch ein altes Häuslein ist übrig, welches „zur blauen Farbe" heißt. Ehemals beherbergte es die Wallfahrer. — Das Kirchlein Unserer lieben Frauen zu Kobolzell, an dessen reiner Bauart sowohl, wie an der gutgewählten Lage man noch den Geschmack der Alten erkennen kann, wurde im J. 1472 begonnen und im J. 1479 vollendet. (Unter Anderem ist hier im Innern eine doppelgewundene Wendelstiege bemerkenswerth). Erst der neuern Barbarei war es vorbehalten, hier zerstörend einzugreifen. Gut war es noch, daß im J. 1804 ein ehrsamer Bürger den schönen Bau um 500 fl. erkaufte nnd ihn dadurch vor dem Abbruch bewahrte (wie die St. Michaels = Capelle und die Capelle zur reinen Maria erfuhren). — Im J. 1525 zur Zeit des Bauernkriegs wurde die Kobolzeller Kirche von den Müllern im Thale gestürmt, und ihre prächtigen Altargemälde schwammen die Tauber hinab. — Die Volkssage weiß hier von einem unterirdischen Gang nach dem Franziskanerkloster zu erzählen und von vergrabenen Schätzen. Eine Jungfrau, heißt es, sey einem Taglöhner, der an einem Mäuerlein dort baute, dreimal erschienen, und habe ihm von den Schätzen einen goldenen Kelch versprochen, wenn er die Mauer unverrückt ließe. Da der Mann aber nicht gehorchte, so sey er sofort in langes Siechthum verfallen

und nie wieder aufgekommen. — Die Mühle gegenüber, jetzt „Herrenmühle“ einst Brückenmühle, verkaufte im J. 1304 Lupolt von Insingen an den Heinrich Hohenhard zu Rotenburg um zehn Pfund Heller. (Also schon damals muß eine kleine Brücke vorhanden gewesen seyn). — Dieses Dörflein Kobolzell war in den Händen der Herren von Insingen noch im J. 1360. Erst im J. 1400 scheint es mit dem Rest der Tannerschen Güter an die Stadt gekommen zu seyn. Diesen Herrn von Insingen gehörte auch das kleine, uralte Schlößchen, einige Schritte die Weinsteig hinauf, welches noch manchen Ueberrest der ehemaligen Bauart zeigt. Durch die Schlucht, die sich bei ihm den Berg hinaufzieht, drang am 29. September 1632 bei dem allgemeinen Sturm eine kaiserliche Mannschaft unbemerkt in die Stadt ein, wurde aber von den schnell sich ermannenden Bürgern wieder hinausgeschlagen. — Kreuzfahrer, die aus dem heiligen Land heimkamen (noch findet man hier in den Feldern zuweilen seldschuckische Goldmünzen), erzählten, wie ähnlich die Lage Rotenburgs der von Jerusalem sey. Dies gab Veranlassung zu alten religiösen Anlagen. Von der Doppelbrücke bis unter die alte Burg zog sich ein breiter Gang mit Stationen hinauf (die erste ist noch an der Brücke erkennbar); oben war der Oelberg; unten das große herzförmige Feld nach der Lucasmühle zu hieß der Blutacker. Einst gingen an den Festtagen die Processionen, die aus allen den vielen Priestern in Stadt und Land und dem gläubigen

Volke bestanden, vom Hospital z. h. G. aus, die Kobolzellersteig hinab, und von der Kirche den Calvarienberg hinauf und von da nach dem Altar zum heiligen Blut in der St. Jakobskirche. — Hannsrödermühle. Zwischen ihr und der Fuchsmühle, gerade unter der alten Burg, im schönsten Theil des Thals lag das „Rosenthal." Im J. 1386 hatte der Rath dem Heinrich Toppler erlaubt, hier den wüsten, mit Felsentrümmern bedeckten Grund aufzuräumen. Dieser erschuf durch Fleiß und Aufwand eine blühende Anlage, in der er im J. 1387 den König Wenzlaw bewirthete. Als sich nun Toppler im Jahre ein Schlößchen hier erbaute, nannte er es jenem zu Ehren: „den Kaiserstuhl." Dieses Schlößchen ist wohl nicht ohne Absicht nach der ältesten Weise gebaut (eben so z. B. der alte Bau im Burgstall bei Bettenfeld). Auf einem vesten Thurm, zu dem eine Zugbrücke führte, und der in einer weiten Vertiefung steht, die man leicht aus der vorbeifließenden Tauber unter Wasser setzen konnte, ruht auf allseitig vorspringenden Balken ein kleines Haus, das im Innern ohngeachtet seines geringen Umfangs ganz wohnlich ist. Toppler scheint es für sich zu einem Zufluchtsort bestimmt zu haben (s. u. Volkssagen). — Bemerkenswerth ist hier ein Wassersprudel unten an der Thalwand, der seine Nahrung aus den Erdfällen bekommt, die ohngefähr eine Stunde entfernt auf der Höhe bei Leuzenbronn sich befinden. Das beweist die innere Zerklüftung des Muschelkalks. — Stegmühle. Ueber ihr befindet sich ein steiler Berg-

vorsprung, die Engelsburg genannt. Einst soll auf derselben eine Burg gleichen Namens gestanden haben, von der keine Spur übrig ist. Man weiß blos, daß im J. 1342 ein Ritter von Bebenburg (Seitenlinie der Nortenberg) sich Herr von Engelsburg nannte, und daß ein altes Wappen am Kobolzellerthor als Helmstück einen Engel führt. — Dieser Bergvorsprung, auf dem man die schönste Fernsicht genießt, ist durch einen starken, auswärtsgebogenen Steinwall von der Ebene abgeschnitten. Da er schwerlich zufällig durch Ausrodungen oder Steinbrüche zu dieser Regelmäßigkeit und Höhe kam, so darf man hier einen alten Lagerplatz vermuthen. Die Sage läßt ohnehin an verschiedenen Orten Ungarn lagern (am Hunnenbühl jetzt in Hundsbügel verdorben, und zwischen Schonach und Finsterlohe). Merkwürdig ist es, daß sich unter den Steinen dieses Steinwalls, auf dem Muschelkalk, große Trümmer von Gneus und Glimmerschiefer finden, der in bedeutender Entfernung nicht zu Tag kömmt. — Vom Rand der Engelsburg aus beschoß im J. 1634 Graf Octavio Piccolomini die Stadt mit Granaten und Feuerkugeln und nöthigte sie zur Uebergabe. — Hier zieht sich nach Westen das Vorbachthal, eine wildschöne, felsige Thalschlucht, in deren Hintergrund das Dorf Vorbach liegt. Ueber demselben auf der Anhöhe befand sich das Schloß Vorbach, das schon im Anfang des zehnten Jahrhunderts von den Ungarn zerstört worden seyn soll; auf den Grundmauern ist der Dürrenhof erbaut. — Die Bronnenmühle, rechts von der Tauber. Einst hieß sie die Götzenmühle, gehörte dem Teutschor-

den und wurde 1599 von der Stadt erkauft. Johann Georg Sommer, der Brunnenmeister aus Kempten, fand am Fuß der Engelsburg eine starke Quelle, führte sie unter dem Tauberfluß durch und hob sie durch ein sehenswerthes Druckwerk in der Brunnenmühle bis zur Höhe des Klingenthurms, was wenigstens senkrecht die Höhe von 320 Fuß beträgt. Die Klinge (chlinga, althochdeutsch für Schlucht), in der die Brunnenröhren den Berg hinaufliegen, ist wildschön. — Die Brücke über den Fluß ist im J. 1598 erbaut. Sie führt zur Straße nach Reutsachsen (alt: Retzensachsen), die früher „die Gottessteig" hieß. Das Wäldchen oben links von derselben wird „zum alten Göth" genannt. Dort soll ein Heiligthum der Diana, d. h. der thüringischen Frau Holle, gestanden haben. — Die Waasenmühle. — Die Pulvermühle. Schon im J. 1525 erwähnt der Rath seines Pulvermachers. Gegen eine Gült an Schießpulver war sie erblich überlassen. — Detwang (von deot, althochdeutsch plebs, Volk, und wank oder wang, d. h. eingezäunte Waldwiese). Hier im fruchtbaren Grund war die erste Ansiedlung der Burgmannen der Rotenburg, und die Kirche ist als Mutterkirche der Rotenburger noch im J. 1258 genannt. Jetzt wird sie als Filial von der städtischen Pfarrkirche behandelt und von einem Geistlichen versehen, der von der Stadt sonntäglich hinabgeht und im Wirthshaus von einer Stiftung (Capital 250 fl., jährliche Rente 12 fl.) gespeist wird. — Detwang machte mit den Dörfern Hemmendorf, Reutsach-

sen und Vorbach eine kaiserliche Villa oder Kammergut aus, unter der Verwaltung der Burgvögte. Kaiser Adolf verpfändete es im J. 1295 an die Nortenberg, mit deren Gütern es an die Stadt kam. Unter den sechsunddreißig Gemeinderechten gehörten dem Teutschorden sechzehn. — Die Frauen der kleinen Schwesternklause daselbst übertrugen Schulden wegen ihr Eigenthum dem Frauenkloster zu Rotenburg im J. 1399. In der Würzburger Fehde 1401 wurde die Klause abgebrannt. — Die Steinbrücke ist 1603 erbaut. — Auf dem Grund des alten Schlosses Detwang ist die Dorfmühle errichtet. — Im Wirthshaus lag im J. 1625 der bekannte Reitergeneral Graf von Pappenheim mit seinem Stab. — Detwang gegenüber befindet sich ein großer, von Waldhügeln im Halbkreis eingeschlossener Wiesenplan: die „Turnierwiese." Nach der Chroniksage ist hier im J. 942 vom Herzog Conrad zu Franken, gewöhnlich von Worms genannt, das zweite Turnier teutscher Nation gehalten worden. Nach dieser Sage war Conrad vom Kaiser als einer von den vier Erbturniervögten des Reichs ernannt, während er als Unterturniervogt den Grafen Ludwig von Eberstein hatte rc. — Ueber die Wahrheit dieser Erzählung ist oft gestritten worden. Man wird aber nicht dadurch fertig, daß man kurzweg Rürners Turnierbuch als eine reine Erfindung verwirft. Michael Eisenhard, ein Mann von Gelehrsamkeit für seine Zeit, der Urkunden zu lesen verstand und der es genau damit nahm, wie sich leicht nachweisen läßt, für den als eifrigen Geistlichen das Alter der Turniere

keine Partheifrage bildete, und der — wohlverstanden — schon vor Rürners Werk seine Chronik begann, sagt auf den ersten Blättern: „von dem begemelten Thurnier uff der Thurnierwiese bey Tetwang gehalten, ist ein Buch in der Steuerstube vorhanden, zum Theil durch das Feuer in der Brunst und Abbrennung des Rathhaus verletzt, aber noch leßig." Er beruft sich demnach bei seiner Erzählung, die mit der Rürnerischen viele Aehnlichkeit hat, auf ein Document, das vor dem J. 1501 existirte. — Langenmühle, Walkmühle, Schwarzenmühle. — Ihr gegenüber liegt das anmuthige Schlößchen Hohbach. Dieses ist allerdings in neuester Zeit aufgeführt; uralte, unterirdische Gänge aber in seiner Nähe, die durch übereinandergelegte Steine ohne Mörtelverbindung gebildet und mit Steinplatten gedeckt sind, deuten auf früheren Anbau. Es könnte hier das alte „Waldhaus in der Waldniß" gelegen haben, das in den ersten Jahren des zehnten Jahrhunderts von den Ungarn zerstört wurde, und von dem sich sonst keine Spur findet. Der Bach im Hohbachthal erzeugt sehr schönen Kalktuf. — Rechts von der Schwarzenmühle zieht sich eine tiefe, wilde Thalschlucht hinein. Die beiden Waldanhöhen auf beiden Seiten heißen „die Waldniß." Im Grund des Thales liegt das kleine Dorf Steinbach. Der bekannte Eppelein von Gailing hatte im J. 1380 hier urkundlich einen Hof. (Mit dem Schloß Gailna, eine Besitzung der Grafen von Oettingen, damals einer kaiserlichen in Pfandschaft der Hohenloh, hat sein

Geschlecht nichts zu schaffen; dieses war in Stettberg angesiedelt). — Im obern Theil des Steinbachthals lag das Dorf Obersteinbach, welches der Rath von Rotenburg im J. 1400 abbrechen ließ, um die Bevölkerung der Stadt zu erhöhen. Nur noch der alte Dorfbrunnen (Stäffeleinsbrunnen) mit seinem erfrischenden Wasser ist übrig. Auch das Steinbachthal ist von einem ausgebrochnen Landsee eingesprengt, dessen Rest als „Lindachsee" gehegt wurde. — Bei Steinbach an der Gränze der Stadtmarkung hat man die Ruine der alten Burg Seldeneck im Angesicht, dort auf dem Waldhügel, wo das tiefe Aspachthal einmündet. — Seldeneck war mit seinen drei Höfen kaiserliches Besitzthum wie die Rotenburg und stand unter den Vögten von Seldeneck (einer Nebenlinie der Nortenberg), die weit im Thale hinunter Besitzungen hatten. Nach dem Aussterben der Hauptlinie bekamen sie das Reichsküchenmeisteramt. Durch Heirath ging das Schloß an Conrad von Seinsheim über, der es 1374 an den Burggrafen Friedrich von Nürnberg verkaufte, dieser an die Stadt im J. 1404. — Im J. 1408 ward es vertragsmäßig abgebrochen; doch kann man, wann das Gehölz unbelaubt ist, noch alle Grundmauern und die Anlage der Burg erkennen.

Die Inschriften.

Im J. 1747 gab es in Rotenburg zwei ehrbare Männer: Johannn Friedrich Schrag vom Innern Rath und Niklas Christoph Albrecht, Aeußerer Bürgermeister, welche wahrnahmen, daß gar manche der alten Inschriften immer unleserlicher wurden oder gar in Zerfall geriethen. Da gingen sie nun in müssigen Stunden, wie sie sagten, umher und ließen unter ihrer Aufsicht sorgfältig aufschreiben, was sich noch erhalten hatte. Allerdings nahmen sie ohne Unterschied auf, was sich ihnen darbot, und nicht Weniges, was sich auf damals blühende Rathsgeschlechter bezog, hatte für Niemanden Werth als für diese. Doch findet sich auch manche Notiz, welche für die gesammte fränkische Landesgeschichte, besonders für die ältern Adelsgeschlechter wichtig ist, und diese wollen wir hier aus jenem seltenen Büchlein, was die zwei Rathsherrn verfaßten, getreu ausheben; denn die Zerstörung ist seitdem rasch fortgeschritten.

1276. Grabstein mit 4 Inschriften. 1) † Anno Dom. M. C. C. LXXVI. VI. Kal. April. Liupold⁹. De Nortenberg. Fundator. huj. Ecclesie. Φ 2) † Anno Domini M. C. C. XCVIII. In. Aug. Liupold. de. Nortenberg. filius, fundatoris. obiit. in. die. Jacobi. Apostoli. — 3) † Anno Domini. M. CCC.

XXX. post. nativitatem. beate. Marie. tertia. die. obiit. Henricus. Coquinarius. — 4) † Anno. Domini M. CCC. XLIII. Lupold⁹. de Nortenbe. fundator. obiit. in. die. Barbare. virginis. Kirche im Dominikanerkloster, jetzt im K. Rentamt.

1285. Grabstein: † Anno Domini M. C. C. LXXXV. in die. Sancti. Cosmi. et. Damiani. obiit. Lupold⁹. Miles dict⁹. de Tanne. hic. sepult⁹. Franziskanerkirche.

1300. Grabstein: Anno Domini MCCC. obiit Dna. Elisabet. vxor. Domini. Leupoldi. militis. de Seldenek. in die beate Margarete. virginis. Dominikanerinnenkirche.

1301. Grabstein: Anno domini M. CCC. Primo. III. Nonas. Julii. obiit. Waltherus. de. Hemedorf. Franziskanerkirche.

1303. Grabstein mit dem Wappen der Seldeneck: Anno Domini M. CCCIII. obiit Hildegardis vxor Wilhelmi de Stetten filia Domini Leupoldi de Seldenek. A. kl. Juli. Dominikanerinnenkirche.

1317. Steinernes, lebensgroßes Bild in der Mauer mit der Umschrift: Anno. Dni. M. C. C. C. XVII. Otto. Comes. de. Flugellav. in. die. Brigide. Virg. Kirche zum heiligen Geist.

1324. Grabstein mit dem Wappen der Seinsheim: Anno Domini M. CCCXXIIII. Kalendas Aprilis obiit Henricus de Saunsheim. miles. bone. memorie. — Anno Domini M. CCCXXXIII. in die Marcellini et Petri. Φ Hilprandus de Saunsheim.

1327. Grabstein: Anno . Dni . M . C . C . C . XXVII . Heinricus Plebanus . de . Binoldsbach . Timothei. Apostoli. †. Kirche zum heiligen Geist.

1329. Grabstein: Anno . . Domini . M . C . C . C . XXIX . crastino Assumcionis Marie obiit inclita. Matrona Eufemia de Bruneck. — Inwendig ist noch folgende Schrift: Dns. Andreas de Bruneck Φ die St. Ambrosii. Dominikanerinnenkirche.

1358. Lange Tafel mit dem Hornburgischen Wappenschild. Ueberschrift: Hic Sepulti Sunt. Heinricus Hornburg. Ao. M.C.C.C.LXVIII. Seyfriedus Hornburg Anno. M . C . C . C . LXXXVIII. Theodoricus Hornburg An. M . C . C . C . XXXI. Joannes Hornburg Senior. An. M.CCCCL. Joannes Hornburg Junior. M. CCCCLXXII. Catharina Hornburgin . uxor Nicolai Sancenbachii. M . D . XXV. Kirche zu St. Jakob.

1373. Eingemauerter Stein: Anno . Dn̄i . M⁹. CCC° . LXXIII. inceptū. ē. hoc. op⁹. I. hōre . Dn̄i. n̄ri . ihssu . X̄ . et . B. Marie . V . ac. B . Jacobi. Apⁱ . Majoris. Patrⁱ . h⁹. eccie. Kirche zu St. Jakob.

1378. Grabstein mit dem Trübischen Wappen: Anno . Dni . M . CCC . LXXVIII. Φ Frideric. dict. Schultet. ī. die. San̄. Leonhardi. Franziskanerkirche.

1408. Eingemauerter Stein mit dem Topplerischen Wappen (2 Würfel mit 11 Augen): Hic.

jacet. sepultus. honestus. Vir. Heinricus. Toppler. civis. qui. obiit. Anno. Dn̄i. M. CCCC. VIII. in. vigilia. corpis. Crsti. C⁹. aīa. requiescat in pace. Kirche zu St. Jakob.

1409. Grabstein: Anno. Domini. millesimo quadringentesimo. nono. obiit. Fridricus. de. Saunsheim. miles. ipsa. die. lucie. virginis. Dominikanerinnenkirche.

1431. Grabstein mit dem Bebenburgischen Wappenschild: An̄o. Dn̄i. M. CCCC. XXXI. do. starb. Junker Rudolf. von. Bebenburck. an. den. Mitwochen. vor. mittenfasten. Dominikanerinnenkirche.

1449. Steinbild eines geharnischten Ritters mit der Umschrift: Ano. Domini. M. CCCC. XLIX. in. Octava. nativatis. vḡis. Marie. obiit. Leupoldus. de. Leudenberg. Franziskanerkirche.

1458. Steinbild mit der Umschrift: Anno. Dn̄i. M. CCCC. LVIII. ⊕ Jorg. rō Scharstett. Sant. Johās. Ords. Balleyer in Franken. Kumthur. zu. Rotenburg vn̄. Rode. Kirche zu St. Johann.

1466. Schrift an den Flügeln des Altars im Chor:
Bis duo C. quoque sexaginta sex quoque mille
Hic chorus albatus super altari fibulatus.

Darüber:

Dis werk hat gemacht Fridrich Herlein
Maler 1466.

Kirche zu St. Jakob.

1484. In der Wand das Steinbild eines geharnischten Ritters mit dem Wappen der Berlichingen. Inschrift: Ao. Dni. M. CCCC. LXXXIIII. Jar . an der unschuldigen Kindlein . dag . starb . der . vest . Dittrich . vō . Berlichingen . dem . got . gnad . der . hie . begrabē . ligt. Franziskanerkirche.

1493. Metallenes Epitaphium: Anno Dn̄i . M. CCCC. LXXXXIII. Jar . an . dem . tag. der . verkündung . Marie . starb . der . Erwirdig . her . Jorg . von . Melchingen . Sant . Johans . Ordens . Comethur zw . Rotenburg . vnd . zvm . Reichhortzrode . Baleyer . In . Franken . dem . got. gnadt. Kirche zu St. Johann.

1504. Steinbild eines Ritters mit einer Frau an einem Pfeiler: An̄o . Dn̄i . XV^{C} . vnd . IIII . Jor . am . Sambztag . nach . Augustini . starb . der . Erber . vnd . veste . hans . von . Bevlndorf . Etwan . Ambtman̄ , Reygelberg . dē . got . genad. — Anno Dn̄i . M°.CCCC°LXXXXVI° am . donnerstag . nach . des . heiligē . creutztag . erfindung . starb . die . Erber . fraw. Margreth . vō . Peulndorf . geborne . vō Ehenheim. Franziskanerkirche.

1501? Metallne Tafel: Anno Dn̄i . M . CCCC. LXXIX. Jar am mitwochen nechst vor

Sant. Jorgen des heiligen Ritters Tag ist Margaretha geborn von Felberg gestorben vnd darnach Anno Dni. MCCCCC vnd X = Jar am = nach = ist Philips von Seldeneck mit Tod auch verschieden. dez itz benannten beider Ehegemahel, Dominikanerinnenkirche.

1631. Ao. 1631 de 30. Novemb. ist. der. Wol. Edel vnd gestreng Johann Georg Perckhöffer von Otzingen in der Graffschaft Cham tods allhie verblichen dem Gott genad. Apoc. 2.

Unten steht:

Als Schweden vons Papst tirannei
das teutsche land wolt machen frei
vnd ich mit freuden half darzu
fordert mich Gott eilend zu ruh
do der ligisten gsamte macht
fur hiesige Statt ward gebracht
Ein Kugel mein Haupt tödlich verletzt
mein Seel in ewig Freud ward gesetzt.

Volkssagen.

Wo viele Sagen im Munde des Volkes sind, da gab es einst auch ein reiches Leben. Denn nicht etwa da erzeugt sich die Sage, wo wirklich großartige Dinge sich zutrugen, sondern da ist sie zu finden, wo eine freiere, politische Regsamkeit und ein

innigeres Vesthalten des Menschen an der Natur und an seinem Wohnort im Volke eine gewisse poetische Gesinnung wach erhielt. Diese ist es, welche Alles, was ihr denkwürdig erscheint, in sich hegt, mit dichterischen Reizen ausschmückt und von Mund zu Munde trägt. Besonders liebt es die Sage, einzelne Namen, sonderbare Naturgebilde, alte Gebäude und dergleichen mit phantastischen Gestalten früherer Zeiten zu beleben. Dem strengen Historiker ist die Volkssage sonst oftmals ganz kindisch erschienen und von ihm sorgfältig verbannt worden. Denn diese berichtet nicht nur oft sichtlich ganz falsche oder unbedeutende Dinge, sondern verunstaltet — wie man sich ausdrückte — wahrhafte Begebenheiten gar willkürlich. Für den tieferen Forscher ist aber die Volkssage schon an und für sich ein historisches Zeugniß, da er aus ihrem Gepräge, — wenn auch nicht den Gang der Begebenheiten — doch alte Gesittung und Vorstellungen erkennen kann, wie sie in einem Volke herrschten. In diesem Sinne mag es nicht unpassend seyn, eine kleine Sammlung von Sagen unserer Stadt und ihrer Umgegend aufzubewahren, welche durch neuere, bewegtere Verhältnisse bald untergegangen seyn dürften. Wir geben sie in der schlichten Sprache, wie sie in den einheimischen Chroniken sich erhalten haben, und oftmals mit den eigenen Worten derselben.

Der Teufelsstein.

Als das erste, christliche Kirchlein im Tauberthal bei Detwang mitten unter dem Heidenthum erbaut wurde, da ergrimmte der Teufel. Während einer Nacht brachte er im Flug einen großen Felsen heran, um das Gotteshaus zu zerschmettern. Wie er an den Waldesrand bei Rödersdorf kam, begegnete ihm ein bejahrtes Mütterchen. Das handelte mit alten Schuhen und hatte sich früh aufgemacht. Als nun der böse Geist diese fragte: wie weit nach der neuen Kirche sey? erwiderte sie: es sey so weit, daß sie auf dem Wege alle die Schuhe abgegangen habe, die sie im Korbe trage. Da warf der Teufel voll Zorn seinen Stein an der Waldhöhe hin. Dort liegt er noch; wo diesen aber oben die Oeffnung durchbricht, trug ihn der Böse am glühenden Finger.

Der Essigkrug.

Auf einer Höhe über dem Tauberthal stand Herzog Pluvemund, denn er gedachte seine fränkischen Pflanzungen durch eine feste Burg gegen die räuberischen Schwaben zu beschützen. Wie er nun sah, daß der Hügel auf drei Seiten so gar steil und unzugänglich sey, sprach er freudig: „Den Schwaben will ich ein Krüglein mit so scharfem Essig hinstellen, daß sie sich die Zähne daran verderben, wenn sie darüber kommen.“ Da nannte man die neue Burg: den Essigkrug.

Die jungen Grafen von Rotenburg.

Richard Graf von Rotenburg hatte auf einem Berg eine Veste erbaut, die er Comburg (d. i. Kochenburg) nannte. Als er gestorben war, lebten seine drei Söhne Burkhart, Heinrich und Rugger (der vierte, Einhart war Mönch geworden) wie junge Gesellen pflegen, in aller Eintracht und Fröhlichkeit beisammen. Unfern von der Burg stand eine kleine Capelle, bei der ein alter Eichbaum seine Zweige ausbreitete. Unter seinem Schatten saßen zur Sommerszeit gar oft die jungen Grafen mit andern edlen Jünglingen und erfreuten sich der lieblichen Luft. Einstmals entschlief Graf Burkhart unter diesem Baum und sah im Traume an der Stelle seiner Burg ein prächtiges Münster und eine Gestalt in priesterlicher Kleidung, die es mit einer Ruthe in zwei Klöster zertrennte. Dieses Traumgesicht erzählte er seinen Brüdern, die es sehr bedenklich fanden. Alsbald mehrten sich die Wunderzeichen von allen Seiten. Eine alte, heilige Frau wollte dasselbe Gesicht gesehen haben, wie der junge Graf. Im Dorfe Hessenthal läuteten in der Christnacht die Glocken von selbst, so daß Alle aus dem Schlafe fuhren; und wie sie nach Steinbach zur Mette gehen wollten, sahen sie auf der Comburg viele brennende Kerzen und hörten Choral singen. Da meinten sie, in der Burgcapelle werde Mette gehalten, gingen hinauf und schlugen an die Thüre, um auch eingelassen zu werden. Da war Alles plötzlich weg und die

Wächter lagen im tiefen Schlaf. Am Osterfest, als in der Capelle die Benediktiner aus Hall, welche die Liturgie sangen, zu der Stelle kamen: infunde unctionem tuam, fühlten sich die drei Brüder plötzlich zu Thränen gerührt, gingen hinaus unter die Eiche und dachten im Ernst daran, ein Münster zu bauen. Eine Aufforderung Kaiser Heinrichs IV. an die Grafen, ihm in den Sachsenkrieg zu folgen, zerschlug die Sache wieder. Burkhart, der daheim blieb, nahm einstweilen eine Anzahl geistlicher Brüder von St. Jakob in Hall zu sich, die ihm die Horas singen mußten. Als nun Rugger aus dem Feld zurückkam, und mit wenigen Getreuen nach Rom ging, seine Kriegsleute aber daheim ließ, da gab es ein wunderliches Leben zu Comburg. Stimmten die frommen Brüder ihre geistlichen Gesänge an, so huben die wilden Gesellen Ruggers ihre Kriegs- und Jagdlieder an, und spotteten jene aus. Gern hätte Burkhart die Leute seines Bruders ausgetrieben, sie erklärten aber, ohne Befehl ihres Herrn nicht zu weichen. Da ließ er einstmals, als die Kriegsmänner im Freien lagen und sich sonnten, durch einige Getreue die Thore schließen. Die Reisigen begehrten die Pforten einzubrechen, sie waren ihnen aber zu vest. Burkhart ließ ihnen ihre Kleider über die Mauer hinauswerfen und als sie zu stürmen versuchten, trieben sie die Mönche mit Steinen ab. So wurde Comburg ein Kloster. Rugger starb auf der Wallfahrt nach Jerusalem, und auch der jüngste, Heinrich, wurde ein Dom-

herr, zuletzt Bischof zu Würzburg. Von ihrem Erbe wendeten die Brüder einen guten Theil dem Kloster Comburg zu, und selbst die Rotenburg wäre mit dem Rest an dasselbe gefallen, wenn Heinrichs letzte Verfügung zum Vollzug gekommen wäre.

Der Herrn von Hohenlohe Herkommen.

War einst ein armer Wagner in dem Dorfe Hollach (d. i. Hohenlohe), der hatte fünf oder sechs hübsche Knaben. Wie nun einst ein Kaiser durch das Oertlein ritt und jene ersah, sprach er: „Lieber Gott! wem gehören die herrlichen Knaben, sollte ein Landesherr solche Kinder haben, er würde stolz darauf seyn.“ Als er nun vernahm, sie seyen des Wagners im Dorfe, ließ er den Mann zu sich kommen und bat ihn um seine Söhne: er wolle sie an seinen Hof nehmen, Zucht und Ehre daran zu lernen, sie wohl halten und reiten lassen. Also ließ der Wagner dem Kaiser seine Söhne hinführen, und dieser hielt sie vor andern Leuten lieb und werth. Da sie aber kräftig aufwuchsen und dem Kaiser in vielen Dingen mächtige Hülfe verliehen, so begnadigte sie dieser mit einem Wappen: einem Rad im weißen Feld und einem aufgeschwungenen, halben Aar, wie es lange Zeit in einem Glasfenster bei den Barfüßern zu sehen war. (Das spätere Wappen soll vom J. 1550 seyn).

Der Herrn von Nortenberg Herkommen.

Als die Herzoge auf der Rotenburg saßen, waren in der Burggasse nicht mehr als sieben Häuser. In einem derselben wohnte ein Kürschner: ein redlicher und frommer Mann, der die Herrn am Hof gut mit Pelzwerk versorgte und sonst wohl gelitten war. Zu derselben Zeit begab es sich, daß Edelleute von Burlenschwab auf Raub ausritten und einen großen Stübig mit trefflichem Rauchwerk gewannen. „Wir wollen die Pelze, sprachen sie, dem Kürschner bei der Rotenburg verkaufen; das wird dem Herzog gefallen und er mag uns mit gutem Imbiß ergetzen.“

Als nun der Kürschner den erkauften Stübig aufbrach, fand er ganz unten eine große Summe in Silbergeld und Goldgulden, welche die Kaufleute unter den Fellen verborgen hatten. Anfänglich erzürnte der Herzog über den Handel und wollte das Geld an sich nehmen; da stellten ihm aber seine Räthe und andere ehrbare Leute vor: wäre der Mann doch schon so lange an seinem Hof gewesen und habe viel hübscher Knaben von kräftiger Art, die wohl zu frommen Leuten erwachsen möchten; bei diesen sey das Geld gut angelegt. Darauf zog der Herzog seine Hand zurück, und weil der Kürschner fortan sich redlich hielt, so begnadigte ihn der Fürst mit einem Wappen und machte ihn zu seinem Küchenmeister, dessen Söhnen aber gestattete er, Land und Leute zu erkaufen und

sich sonst in ehrlichen Dingen mit Edelleuten zu vermischen.

Die Reichsküchenmeister und die Nortenburg.

Wenn du von Rotenburg nach dem Wildbad bei Burgbernheim gehst, wo einst die Markgrafen ihre Jagdhunde und Musquetiere purgirten, so triffst du im dichten Buchenwald Wälle und altes Mauerwerk an. Das war die Burg der Ritter von Nortenberg, die Nachkommen des Kürschners. Der Umfang der Veste war so groß, daß wöchentlich zweimal im Burghof Markt gehalten wurde, den die Bauern vom Wald besuchten; und die Ritter waren so mächtig, daß sie oftmals mit sechzehn Lanzen, (die Lanze zu einem Geharnischten und drei oder vier Reisigen gerechnet) aus ihren Thoren ritten; und bei der Krönung trugen sie dem Kaiser als Reichsküchenmeister den goldenen Reichsapfel vor. Das Geschlecht verfiel aber schnell durch große Freigebigkeit gegen Klöster und Stiftungen und durch den unendlichen Reichsdienst. In bittrer Noth verkauften sie ihre Burg an die Bürger zu Rotenburg, deren Rathsherren jetzt prangend im alten Schloß ein und ausritten. Darzu sahen die Burggrafen von Nürnberg gar scheel. Einstmals, als die Stadt gerade in der Reichsacht war, zogen sie heimlich durch die Waldungen heran und überfielen Nortenberg. Die Veste ward gebrochen, doch war das Mauerwerk eines Thurms

so stark, daß es noch zusammen hielt, als er schon zersprengt war. Den beiden Vögten der Burg aber, die voller Schrecken hier herein flohen, schlug man als Verräthern auf dem Markte das Haupt ab.

Der Schirmhaber.

Die Grafen und die spätern Herzoge besuchten die Rotenburg vornehmlich wegen der trefflichen Wildbahn, die vom Entseer Berg bis über Crailsheim, mehr als zehn Stunden weit, ging. Da fielen gar oft die Herrn auch der Gemeinde zu Gebsattel mit Pferden und Jagdhunden zur Last, bis sich diese entschloß, den Burgherrn jährlich zehn Malter Haber anzubieten, wenn man sie ungefährdet ließe und schirme. Die Gabe ward angenommen, wuchs aber allmählich auf sechzig Malter, die noch heut zu Tag vom Dorf als „Schirmhaber" entrichtet werden.

Das Rode.

Als noch ein großer Theil des Landes mit Waldung bedeckt war, lebten in dem dichtesten Gehölze hie und da heilige Einsiedler oder Waldbrüder: Conrad bei Reichardshofen, Ulrich bei Standorf und Cyriak bei Schwebheim. An einer Stelle hatte man die hohen Bäume ausgerottet und nannte das neue Dorf: das Rode. Nahe dabei aber wohnte der Einsiedler Reichhar in einer Clause, darinnen er Gott alle Tage fleißig diente.

Als er nun gestorben war und man ihn in seinem Häuslein todt fand, meinten die einfältigen Leute, er sey heilig gewesen. Große Dinge wurden erzählt, die er in seinem Leben verrichtet habe an brechhaften Leuten; auch an denen, die ihn anriefen, begaben sich Wunderzeichen, wie man sagte, und es erhob sich aus allen Landen eine große Wallfahrt zu dem heiligen Reichard im Rode.

Damals saßen nun mächtige Bannerherrn auf dem Schlosse Entsee, denen das Land umher und auch das Rode gehörte. Diese ehrten den heiligen Mann und bauten eine Capelle da, wo seine Hütte gestanden hatte. Als aber der letzte von ihnen, der dem Herzog Friedrich dem Rotenburger nach Italien gefolgt war, dort mit vielen andern Edeln an der Pest starb und seine weißen Gebeine, die seine Getreuen getrocknet aus dem Südland heimbrachten, mit Schild und Helm in die Vätergruft versenkt waren, da verlieh der Kaiser ihr Erbe an die Herrn von Hohenloh.

Auch diesen gefiel es im Rode. Dem heiligen Reichard erbauten sie eine so prächtige Kirche, daß sie fast einem Dome glich, und für die stets sich mehrende Menge der Pilgrime und Armen errichteten sie ein erquickliches Spital. Dieses geschah besonders dem Kaiser zu Gefallen. Ja der junge Graf Eberhard, der zu dem Orden St. Johannis trat und ihm das Rode übergab, bestellte die Kirche mit zwölf Kreuzherrn, um ordentlich zu singen zu allen Zeiten des Tags. Ja die Herrn von Hohenlohe gedachten das Rode zu einer

Stadt zu machen, wenn es nur nicht an Wasser gemangelt hätte.

Als aber der Zweig der Hohenloh, der auf Entsee saß, in das Abnehmen kam, da bedrängten sie die früher von ihnen so beschützte Kirche und zogen manches mit Gewalt wieder an sich. Das that ihre Armuth. Niemand war mehr, der das Rode im Stand gehalten hätte, und das Kreuz nahm ab. Der Commenthur und die Conventbrüder verkauften die Aecker, die Bücher und die übrige Zier, welche zum Gottesdienst gehörte. Immer weniger wurden die Brüder; der eine zog hier, der andere dort hinaus, bis zuletzt Alles zerging. Die Kirche und was von den Gütern übrig war nahm das Ordenshaus zu Rotenburg an sich.

Der Kappenzipfel.

Die Bürger von Rotenburg gingen den Kaiser Albrecht oftmals mit Bitten an: er möge ihnen gestatten, das reiche Hospital zum heiligen Geist in ihre Mauern einzuschließen. Lange weigerte sich der Kaiser, weil die Stadt durch die Erweiterung zu schwer zu vertheidigen sey. Endlich, als die Bürger nicht nachließen, sagte er ärgerlich: „Sieht eure Stadt doch so schon aus, wie eine Schlafkappe, so mag dieses der Zipfel daran seyn." Demnach nannte man den neuen Anbau: „den Kappenzipfel."

Der Vetter und der Mörder.

An Kaiser Carl IV. wurden drei alte Bürger als Botschaft gesendet. Wie sie an Hof kamen, fragte der Kaiser den ersten, wie er heiße, und als dieser sich „Zuckmantel" nannte, meinte der Fürst: das sey schlimm, da möchte wohl der Mörder auch nicht weit seyn; wendete sich sofort zu dem zweiten und fragte ihn um seinen Namen. Dieser nannte sich Ulrich Mörder aus einem edlen Geschlecht der Stadt. Da wurde der Kaiser ärgerlich und empfing die Bürger wegen ihrer schlimmen Namen gar übel; als er aber auch den dritten um seinen Namen befragte und der sich „Heinrich Vetter" nannte, sprach Carl lächelnd: „Ei, seid ihr aller Welt Vetter, so sollt ihr auch der meinige seyn," führte den Mann auch zur Kaiserin und erwies ihm alle Gnade. Heinrich Vetter stieg fortan so sehr in Gunsten am Hof, daß er von der Stadt oftmals zu Botschaften gebraucht wurde, und ihr manche wichtige Freiheit erwarb. Wie ihm aber der Kaiser selbst gestattete, in seinem Hause zu Rotenburg Münze zu schlagen, brach der Haß der zurückgesetzten Geschlechter aus und der Rath weigerte sich, die Münze zu genehmigen. Erzürnt zog der Vetter sofort nach Nürnberg und meinte: wegen seiner Verdienste hätte man ihm schon etwas gegen den Stadtgebrauch nachsehen können. Als er aber heimlich zurückkam, um seine zurückgelassenen Weingärten und Aecker wieder einmal zu beschauen, erspäheten ihn die Zuckmantel. Sie und

die Mörder ritten nach dem armen Vetter aus, und trafen ihn an einer Waldsteig, welche fortan der „Diebsteig" hieß. Dort stachen sie ihn nieder, zerhieben den Leichnam und brachten ihn stückweise in die Stadt, wo sie ihn drei Tage in einem Faß aufbewahrten, bis die Sache auskam. Der Rath schloß die Geschlechter der Thäter vom Rath aus, und sie werden hier nicht mehr erwähnt. Der nachgelassene Sohn des Vetters befehdete die Stadt, um Genugthuung zu erhalten, gerieth aber darüber in solche Armuth, daß auch er in die weite Welt ging.

Der faule Wenzel.

Nachdem der König Wenzlav mit den Nürnbergern in Streit gerathen war und ihnen auf dem Markte die Töpfe mannhaft zusammengeritten hatte, kam er einst mit seinem Gefolge hieher. Damals hatte ein reicher Mann, Heinrich Toppler im Tauberthal, das Rosenthal angelegt. Dort nahm der König den Sitz. Von seiner Hofhaltung hat sich aber eine dunkle Erinnerung erhalten. Denn, wenn der Knecht oder die Bauernmagd aus dem Dienst geht, und sich ein paar Tage daheim auf die faule Haut legt, ehe sie den neuen Dienst antritt, so nennt das Landvolk dieses: „wenzeln."

Die zwei Kirchthürme.

Als bereits die St. Jakobskirche gebaut war, sollten auch zwei Thürme in die blaue Höhe geführt

werden. Einen übernahm der Meister des Baues, den andern, den nördlichen, übergab er einem jungen Gesellen, den er selbst gelehrt hatte. Als dieser aber zur bestimmten Zeit sein Werk noch weit zierlicher und schöner vollendet hatte, als der Meister, so stürzte sich dieser voll Neid und Zorn von seinem Gerüste herab. Das zeigt das Brustbild eines herabstürzenden Mannes an dem Baue an.

Die arme Seele.

Die Rotenburger hatten niemals viel vom Teufel gehalten, weil er sich damals von einem alten Weib überlisten ließ. Wie er aber seinen Weg längst hieher gefunden hatte und diese Verachtung merkte, wollte er seine Macht glänzend darthun. Als einmal ein Bäuerlein am heiligen Tage durch den Thorweg unter der Hauptkirche fuhr und dabei gräulich fluchte, fuhr der Böse plötzlich aus der kleinen Thür im Thorweg heraus und warf den Mann hoch an die Mauer. Der Leichnam fiel zwar herunter, aber die arme Seele blieb an der Wand hängen, wo sie bis auf den heutigen Tag noch kenntlich ist. Sie sieht braun aus, etwas mit schwarzen Flecken versetzt.

Das Steinkreuz.

Bei Horabach oben im dichten Holze liegt ein einsames Grab mit einem halbversunkenen Steinkreuz. Dort spielten einst Knaben und ahm-

ten das hochnothpeinliche Halsgericht in der Stadt nach. Als nun der Kläger und die Zeugen vernommen waren, die Schöppen abgestimmt hatten, brach der Richter den Stab und hieß seinen Schergen, den jüngsten Knaben, welcher den Dieb vorstellte, (wahrscheinlich nur provisorisch) an eine alte Eiche henken. Kaum aber war dieses geschehen, so brach eine gehetzte Bache durch das Gesträuch und die Spielgefährten entflohen: denn sie glaubten, der Böse wolle sie für ihren Frevel bestrafen. Das erwürgte Kind aber liegt unter dem kleinen Hügel.

Der Schlingenbach.

Unter dem Berge, worauf einst das Schloß Entsee stand, liegt ein kleines, wildes Gehölz: der Schlingenbach. Dort ist vor Zeiten manche Unthat geschehen, wie denn auch der bekannte Gelehrte und gekrönte Dichter Bruschius daselbst von Räubern ermordet wurde. Furchtbarer aber war der Wald für das Landvolk dadurch, daß er den verwünschten Seelen der Rotenburger Herrn angewiesen war. Denn wenn sich sonst in der Stadt so eine arme Seele als „Schlarfer" oder „Klopfer" oder als ein Spuck anderer Art bemerkbar machte, da ließen die Verwandten heimlich den klugen Mann kommen, den man insgemein „den Pöpelträger" nannte. Der bannte sofort den schlimmen Geist in einen Sack und trug ihn fein säuberlich nach dem Schlingenbach, wo er volle Freiheit hatte sein Unwesen zu treiben.

Die verfängliche Frage.

Eine Schaar Kriegsknechte war von hier ausgezogen, kam nach Jochsberg, plünderte es aus und führte die Beute auf einem Umweg hieher. Als sie nun in die Nähe der Stadt an die Blinksteig gelangten und ganz unbesorgt ihres Weges zogen, ereilte sie eine Schaar Adeliger mit ihren Knechten in weit größerer Zahl, alle zu Roß und wohlbewaffnet. Leicht durchbrachen sie die ungeordneten Fußknechte und tödteten viele von ihnen. Am grimmigsten aber war Hanns von Seldeneck. Der ritt auf einem kleinen Roß, so daß ihm fast die Füße auf der Erde streiften, mit seinem Buben durch die Wahlstatt. Wo er Einen liegen fand, der noch ächzte, fragte ihn der Ritter: „Magst wohl noch genesen,“ und wenn der wunde Mann antwortete: O weh ja! da durchstieß er ihn wohl noch vier mal oder gar zehnmal mit der Gleve.

Der große Ritter.

Bald darauf zogen die Rotenburger mit gesammter Macht gegen das Schlößlein Ingolstatt, das dem Hanns Hundt gehörte, aus. Sie gingen die ganze Mitternacht hindurch und überfielen die Besatzung. Wie sie aber ihre Gefangenen genau besahen, so war es Wilhelm von Elm, der Raubritter, mit drei adeligen Gesellen und ihren Knechten, die einige Tage zuvor dem Hundt sein Schloß abgewonnen hatten. Die Gefangenen führte man

hieher und als sie hernach von den Bauern der Landschaft des Mordbrands angeklagt wurden, machte man dem Elm und drei Andern den Proceß. Die enthauptete man im Graben hinter der Ziegelhütte. Drei Edelleute legte man, jeden besonders, in eine Lade und bestattete sie bei den Barfüßern; ihren Anführer aber begrub man dort im Graben. Dieser Wilhelm von Elm aber war der größte Mann, den man sehen konnte, wohl an neun Schuh lang. Zum Gedächtniß seines hohen Wuchses schlug man eine eiserne Klammer in das Galgenthor.

Der beleidigte Storch.

Als das Rathhaus mit seinem hohen schlanken Thurme fertig war, so fand sich auch bald ein Paar Störche ein, das sich auf der Spitze ein Nest erbaute; denn von dieser Höhe aus ließ es sich gar gut in die weite Luft hinausschwingen. Wenn nun der eine Wächter hinaus auf des Thurmes Steinkranz stieg, um in die Gegend nach Feinden und Gefahren zu schauen, so hatte er stets seine Freude an den Thieren. Des andern Wächters schlimmes Weib aber, die mit ihm zu oberst auf dem Thurm wohnte, verdroß die Unreinlichkeit der Vögel gar sehr, und wie sie erst Junge ausgebrütet hatten, die wohl zuweilen eine halbe Schlange oder Kröte auf den Kranz fallen ließen, da reizte sie ihren Mann an, die jungen Thiere hinabzustoßen. Alsbald kam der alte Storch mit einem Feuerbrand im Schnabel geflogen, den er in sein

Nest warf. Das Feuer fiel vom Nest herab auf den Thurm und das dürre Holzwerk gerieth schnell in Flammen. Der böse Wächter vermochte nicht zu entrinnen und verbrannte sammt seinem Weibe; der fromme hingegen stieg auf eines der alten Steinbilder hinaus, die man noch sieht, und rettete mit Mühe sein Leben. Das Innere des Thurmes brannte gänzlich aus, doch erhielten sich die festgefügten Mauern, bis auf den Steinkranz, an dessen Stelle ein eiserner kam.

Die Mönchskutte.

Als noch im Frauenkloster Dominikanerinnen saßen, führten sie ein gar ärgerliches Leben, was oftmals zu Klagen der Bürgerschaft Veranlassung gab. Nicht nur die benachbarten Herrn vom Adel fanden sich als nahe Blutsfreunde und Vettern ein, sondern auch die Mönche aus den verschiedenen Orden sollen sich zuweilen durch unterirdische Gänge eingeschlichen haben. Als nun einstmals die Oberin einer Klosterfrau mißgünstig war, kam sie in der Nacht zur ungewohnten Stunde an deren Thür und verlangte Einlaß. Der gute Bruder, der so unverhofft gestört wurde, vermochte sich noch auf die Aeste einer alten Linde im Klosterhof hinauszuschwingen und so zu entrinnen; seine Kutte mußte er jedoch zurücklassen. Diese wurde von den Klosterfrauen zum Spott der Barfüßer aufbewahrt und war noch in neuern Zeiten zu sehen. — In demselben Gebäude hängt auch ein alter Rittersat-

tel. Wenn man ihn herabnimmt, so soll Niemand vor bösem Spuck im Gebäude bleiben können.

Der Schäferstanz.

Ein alter Schäfer fand durch einen wunderlichen Traum einen Schatz. Den wendete er zu der Stiftung eines Betplatzes, des heiligen Wolfgangs, des Schutzpatrons der Schäfer, an. Durch spätere Stiftungen und Sammlungen entstand das reichbegabte Kirchlein, was jetzt noch zu sehen ist. Dort versammelten sich am Dienstag nach Bartholomäi die Schäfer auf drei Meilen im Umkreis, alle schön mit Bändern geschmückt sammt ihren Frauen und Mädchen in der Kirche des St. Wolfgangs, und hörten andächtig eine Predigt an. Von da aus zogen sie in das Gasthaus zum goldnen Lamm, wo ihre Herberge sich befand. Unterdessen hatte die Köchin im Hospital eine weiße Gans mit bunten Bändern und Blumen geschmückt. Die wurde von den Schäfern mit Musik und Fröhlichkeit abgeholt und auf dem Markt feierlich geköpft. Alsdann führten sie Paar und Paar nach dem Klang der Sackpfeife auf dem Marktplatz rings um den Herterichsbrunnen einige Stunden lang einen Tanz auf. Keiner durfte daran Theil nehmen, der sich nicht mit den Schäfern abgefunden hatte; und wenn Einer dieses versäumte, so tauchten sie ihn voll übermüthiger Lust in den tiefen Röhrkasten des Brunnens. Die jüngsten Paare tanzten auch wohl um den Rand des Rathhausthurmes,

bis der Rath dieses im J. 1712 ausdrücklich verbot. Das war der allbekannte Schäferstanz zu Rotenburg.

Des Teufels Heirath.

Als dem Teufel es nicht mehr länger im Junggesellenstande behagte und er sich nach einem ehrlichen Weibe umsah, da gefiel ihm keine, als eine Rotenburgerinn. Eines Abends kam er daher mit zwei Dienern gar stattlich und trefflich ausgerüstet, als wie der reichste Edelmann zu dem Haus eines ehrsamen Bürgers und begehrte dessen Tochter zur Ehe. Die Jungfrau war von so ausnehmender Schönheit und dabei so züchtig und wohlerzogen, daß es nicht wundersam erschien, wenn ein fremder, noch so vornehmer Herr um sie warb. Da nun die Mutter von dem Adel und der großen Pracht des Brautwerbers sogleich bezwungen und eingenommen war, durfte der Hausvater auch nicht „nein" sagen. Eine Gasterei ward angestellt und die Verwandten wurden berufen. Der Bräutigam war unmäßig fröhlich, tanzte und banquetirte; seine beiden Diener, von denen der eine auf der Sackpfeife, der andere aber auf der Geige zu spielen verstand, machten eine so tolle Musik, daß Alles voll größter Lust war. Nur dem frommen Hauswirth wollte es ein Betrug bedäuchten und er ahnete, daß es nicht mit rechten Dingen zugehe. Deßhalb berief er heimlich einen ehrwürdigen Geistlichen zu sich, und ehe noch der Handstreich, wie

man sagt, vor sich ging, hub jener ein erbauliches Gespräch aus der heiligen Schrift an. Das verdrießt den Gast und er spricht: „wenn man wolle fröhlich seyn, so solle man von andern Dingen reden.“ Da bricht der Wirth heraus: „Euch, ihr bösen Feinde, kenne ich wohl, wir sind aber auf den Herrn getauft und gedenken uns wider List und Macht wohl zu schützen.“ Zur Stunde fahren die fremden Gäste davon, lassen aber einen bösen, unleidentlichen Gestank hinter sich; auch bleiben drei Leichname, die vorher an einem benachbarten Galgen gehenkt, in der Stube liegen. — Also wurde es in manchem alten Buch erzählt. (s. Ludwig Scheffers Chronik pag. 451.)

Der gefährliche Kirchgang.

Eines Tages zog im Städtekrieg eine Mannschaft von Bürgern und Kriegsknechten, wohl Hundert an der Zahl aus, um dem Martin von Usigkheim seine Schaafe wegzutreiben, weil er es mit den Stadtfeinden hielt. Die Heerde aber war bei Zeiten in Sicherheit gebracht und die Rotenburger kehrten vor Aerger heim. Darüber geriethen sie in Zwist mit einander, an zwanzig Mann sonderten sich ab und gingen über die Westhöhen des Tauberthal. Unversehens stießen sie auf eine starke Schaar Markgräflicher zu Roß und Fuß. Hier war kein anderes Entrinnen, als in die nahgelegene Kirche von Heiligenbronn, die sie wohl außer Acht gelassen hätten. Alsbald kamen die

Feinde heran, wurden jedoch mannlich abgetrieben. Da häuften sie tückisch Stroh und Reisholz um die Kirche und zündeten es an; wie aber die armen, gedrängten Leute oben zum Chor heraussprangen, fingen sie dieselben mit Schwertern und Gleven auf, so daß alle mit dem Kirchlein verbrannten.

Der arme Seyfried.

Es war vor Zeiten ein Bürger, Seyfried Hornburg, ein reicher, mächtiger Mann, mit kaiserlicher Majestät wohl bekannt, der der Stadt viele Freiheiten erwarb. Er war Bürgermeister und gewaltig im Rath, gerieth aber endlich in solche Armuth, daß ihm die Rathsfreunde aus Mitleid eine Pfründe im Hospital verliehen. Er starb aber noch desselben Tages vor Kummer, so daß er von der Pfründe nichts genoß.

Heinrich Toppler.

Der Mann, von dem die Rotenburger Sage am meisten zu erzählen weiß, war Heinrich Toppler, der Bürgermeister. Toppler galt als der reichste Mann seiner Zeit in der Stadt, so daß er 80,000 Gulden besteuerte; dabei besaß er viel an Gütern, Waldungen, Mühlen und Gülten. Als ein Hauptmann der verbündeten Städte in Schwaben und Franken erwarb er sich großen Kriegsruhm, und war so kühn, daß er seine Feinde bis an den Rheinstrom und ihre vesten chlösser zer-

brach. Ja viele bedeutende Anlagen in der Stadt werden ihm zugeschrieben und besonders war er auf ihre Erweiterung und Bevestigung bedacht. Bei Fürsten und Herrn im weiten Umkreis galt sein Name viel, und das gemeine Volk war ihm so anhänglich, daß wenn er an Festen in die Kirche ging, stets dreißig oder vierzig Bürger ihn heimbegleiteten. Damit seinem Glück es in nichts fehle, so war er auch im Haus mit drei kräftigen Söhnen und fünf züchtigen Töchtern gesegnet, von denen zwei bereits an Söhne edler Rathsherren vermählt waren. Gegen einen solchen Mann schlief der Neid nicht. Es verbreitete sich das Gerücht, Toppler halte mit seiner Sippe gegen den Stadtbrauch in seiner Wohnung über seine Vasallen Gericht und habe sich für diese ein eignes Gefängniß bauen lassen. — Den weitern Verlauf erzählt die Volkssage nach ihrer Weise also: Im trunkenen Muth würfelten Burggraf Friedrich von Nürnberg und Heinrich Toppler um die Stadt Rotenburg, wer künftig ihr Herr seyn sollte; Toppler warf eilf Augen, aber der Burggraf zwölf. Seit der Zeit dachte jener darauf, die Stadt seinem Bundesgenossen zu übergeben. Dieses erkannte aber die Weisheit der Rathsherrn daran, daß einige alte Thüren der Stadtmauer die der Bürgermeister der Bevestigungsarbeiten wegen hatte einreißen lassen, gar lange nicht wieder aufgebaut wurden. Als nun Toppler einstmals mit zwei andern Rathsmannen nach Ansbach gesendet wurde, rief die Rathsglocke plötzlich den Rath zusammen, und die Parthei seiner Feinde trat jetzt hervor. Durch

nachsetzende Reiter wurde Toppler unter einem Vorwand zurückgerufen, und da er als Bürgermeister die erste Stimme hatte, so wurde er befragt: was einem Verräther der Stadt gebühre. „Hungers zu sterben“ erwiederte der Unbesorgte unverzüglich. Da ließ ihm der Rath sein eigen Urtheil verkünden, und ihn in das geheime Staatsgefängniß unter dem Archiv werfen. Dort lag er manchen Tag, bis er verschmachtete. Andere behaupten, er sey an Gift gestorben. Sein bekümmertes Weib, setzt die Sage noch hinzu, versuchte es, von den Kellern ihres Hauses aus, einen unterirdischen Gang bis zum Gefängniß ihres Eheherrn treiben zu lassen, kam aber zu spät. — Toppler wurde in die Kirche begraben, wo ein Altar seinen Namen führt. Im J. 1839 fand man bei einer Wiederherstellung der Steinplatten auf dem Boden des Chores unter dem größten schwerbeweglichen Stein das guterhaltene Gerippe eines langgewachsenen Mannes, der fast dicht unter der Fläche des Steines und dem Anschein nach ohne Sarg und Zubehör, von dem sich doch immer eine Spur erhält, leicht in die Erde verscharrt war. Das dürften wohl Heinrich Topplers Reste gewesen seyn. Der Grabstein an der Kirchenthür von St. Jakob mit dem Wappen ist wohl erst später gesetzt, als der Kaiser Ruprecht über das Verfahren des Raths ein strenges Urtheil gefällt hat. (s. Anmerk.)

Vgl. Toppler: Bensen's historische Untersuchungen über die Geschichte von Rotenbuag pag. 219 — 222. Toppler oder Dopp-

Der blutige Bach.

Als nach dem Ende des fränkischen Bauernkriegs eine Anzahl der Anführer: Geistliche, Edle und Bürger, auf dem Markte mit dem Schwert gerichtet wurden, da rann es die steile Schmiedgasse hinunter wie ein „blutiger Bach."

Die verfluchte Hofstätt.

Im Bauernkrieg waren die verschwornen Bürger und Bauern in dem Hause des Tuchmachers Eschlich heimlich zusammengekommen. Nach der Beendigung des Aufruhrs ließ der Rath dieses Haus niederreißen, die Stätte feierlich verfluchen und mit Salz bestreuen. So blieb sie wohl über hundert Jahre öde liegen von allem Volk vermieden und gefürchtet. Endlich entschloß sich ein muthiger Mann, die Stätte zu kaufen und daselbst ein Haus zu erbauen Vergebens mahnten ihn Verwandte und Freunde ab, und drohten mit dem Spuck von Gespenstern und bösen Geistern auf der verwünschten Stätte. Das Haus stieg munter in die Höhe und der Mann blieb unberuhigt. Da meinte die Menge: der Teufel müßte sehr in das Abnehmen gekommen seyn, weil er sich ungestraft Hohn sprechen ließ.

---

ler, denn beiderlei Schreibart kömmt vor, bedeutet im Mittelhochdeutschen einen „Würfelspieler." Daher entstand das Wappen des Geschlechts, in welchem zwei Würfel mit fünf und mit sechs Augen im weißen Feld sich befinden: denn das Wappenzeichen nach dem Namen zu wählen, ist gewöhnlich; aus dem Wappen aber entstand wiederum die Volkssage von dem berüchtigten Wurf.

Der beste Trunk.

Der schwedische Oberst Moritz von Uslar ritt mit vier Schwadronen in die Stadt und führte in den Fahnen den Römer Q. Curtius auf springendem Roß. Die zwei Schwadronen Altringer, die in der Stadt lagen, empörten sich, rissen die Fahnen aus den Händen der weinenden Bannerträger und schlugen sich zu den Schweden. Als Uslar abzog, ließ er den Cornet Conrad von Rinkenberg mit sechzig Reutern zurück. Das war am 10. September 1631.

Damals begab sich Rotenburg in den Schutz der Schweden, welche schon Würzburg besetzt hatten. Die junge Mannschaft in Stadt- und Landwehr wurde aufgeboten, eine wohlgerüstete Schaar von siebenhundert Mann. Alle waren guten Muths. Das sollte ein schlechtes Ende nehmen, denn die Schlacht bei Leipzig war vorbei (am 7. Sept.) und das geschlagene Heer Tillys zog über Aschaffenburg heran.

Da geschah es, daß am 29. September um zwei Uhr Nachmittags kaiserliches Volk der Stadt sich näherte, sich in die Gärten warf und nach den Mauern schoß. Sogleich wurde die junge Mannschaft und was sonst waffenfähig schien auf die Mauern verordnet, um das Feuer zu erwiedern. Dabei war Jedermann unbesorgt, denn es schien nur ein streifender Haufe.

Bei dem Anbruch des andern Tages begann das grobe Geschütz gegen die Stadt zu spielen.

Die Falken antworteten von den hohen Thürmen, die Karthaunen aus den Oeffnungen der Basteien; auf dem Kranz der Mauern standen die Bürger mit ihren schweren, weitreichenden Büchsen. Eine Batterie von sechs Geschützen warf einen Theil der Mauer zwischen dem Henkersthurm und dem Kummereckthurm nieder. Jetzt rückten die Kaiserlichen in guter Ordnung heran, die Wälle wurden erstiegen, und Sturmleitern an die Mauern geworfen.

Unerschrocken vertheidigten sich die Bürger, Kinder und Weiber trugen Steine, Kraut und Loth herbei. Viele Feinde wurden erlegt, man sagt an sechshundert Mann, selbst der Oberst Schrenk ward erschossen.

Um Mittagszeit sah man von Ferne eine große Anzahl Volks mit weißen Fahnen heranziehen und ein Freudengeschrei erscholl in der Stadt, denn man vermeinte, es sey schwedische Hülfe. Niemand dachte daran, daß es der grimmige Tilly selbst war, mit dem hellen Haufen seines Heeres. Als der zornige Feldherr die Niederlage der Seinigen sah, soll er geschworen haben: wenn die Stadt sich nicht bald überliefere, wolle er ein Beispiel geben, noch furchtbarer als zu Magdeburg. Neue Regimenter traten jetzt zum Sturm an. Der Angriff dehnte sich vom Klingenthor bis an das Röderthor aus. Doch der Rath ermunterte zu dem äußersten Widerstand. Schon hatte sich auf der entgegengesetzten Seite eine feindliche Schaar durch die schmale Schlucht bei dem Johannishof herangeschlichen

und war in die Stadt eingedrungen; jedoch die schnell gesammelten Bürger schlugen sie wieder hinaus.

Da entzündete sich durch Unvorsichtigkeit der Pulvervorrath in der Kingenbastei. Viele wurden beschädigt. In der Stadt erhob sich ein Geschrei, als ob der Feind die Mauern erstiegen habe. Die Verbrannten und Verwundeten suchten nach den Wundärzten und vermehrten die Verwirrung. Da sah man zuerst Einzelne ihren Posten verlassen und in die Wohnungen sich flüchten. Andere sprangen über die Mauern der alten Burg und suchten durch das Thal sich zu retten, wurden aber von den vertheilten Feinden größtentheils niedergemacht.

Das kleine Häuflein, welches noch Widerstand leistete, sah die Zahl und den Zorn der Feinde stets zunehmen. Bereits hatten sie dreißig Stunden auf den Mauern gestanden, Viele waren getödtet und verwundet. Denn die Ausdehnung der Mauern verstattete keine Ablösung. Nirgends war Entsatz in der Nähe. Da entfiel auch dem Tapfersten der Muth. Vergebens hatte der Schwede sein Bestes gethan; er sah sich genöthigt zu capituliren und abzuziehen.

Die Bürger hingen in ihrer Angst zwei Leilachen als Friedensfahnen zum Galgenthor hinaus, öffneten die Thore und ergaben sich auf Gnade und Ungnade.

Herein zog der Graf Tilly, der Herzog von Lothringen, der Graf von Pappenheim, der Prinz von Pfalzburg mit den Altringischen Schaaren.

Alsbald begann die entsetzliche Plünderung und die erbitterten Kriegsobersten begehrten laut die gänzliche Zerstörung des frechen Städtleins.

Auf dem Markte harrten die schwangern Frauen mit den Kindern. Den Rossen der Generale warfen sie sich in den Weg, umarmten die Hufe und fleheten um Erbarmen für die Bürgerschaft. Zögernd erfolgte der rauhe Bescheid Tillys: „Lasset die Hunde nur leben." Dann stieg er zum Rathhaus hinauf.

Dem Rath, der daselbst in der Noth sich versammelt hatte, wurde kurz und ernst angekündigt, daß er sich sogleich zum Tode bereit machen solle, und der regierende Bürgermeister Johann Bezold wurde abgesendet, um den Scharfrichter für sich und seine Rathsfreunde zu holen. Seufzend und barhaupt ging der arme Mann zwischen den kaiserlichen Wachen. Als aber der getreue Scharfrichter, Christoph Meder, den sonst so gefürchteten Herrn erblickte und die Botschaft vernahm, da entsetzte er sich und schwur, lieber selbst den Kopf zu verlieren, als an die Häupter der Stadt seine Hand zu legen.

Dadurch begab sich im Hause des Henkers ein kleiner Aufenthalt, den man schlau benützte. Der große Rathspocal wurde mit dem edelsten Wein gefüllt, herbeigebracht und den Feldobersten credenzt. Das mundete nach dem heißen Tag, und die Gemüther wurden milder. Tilly selbst verhieß Gnade, wenn sich unter den Rathsherrn Einer fände, der den gewaltigen Becher auf einmal zu leeren vermochte.

Dessen vermaß sich der Altbürgermeister Rusch, der wohl schon manchen guten Zug gethan hatte und that den besten Trunk bis auf die Nagelprobe. Es schadete ihm aber nicht, setzt die Chronik hinzu.

Mit der freudigen Botschaft lief der Rathsdiener dem Bürgermeister Bezold entgegen, und die Strasse, wo er ihn antraf, heißt das Freudengäßchen bis auf den Tag. Die Stadt kam mit einer leidendlichen Brandschatzung davon. Den Becher bewahrt man noch in der Familie der Pürkhauer auf. Er hält zwölf Schoppen bayerisch gut.

Der Sackpfeifer.

Als die kaiserlichen Regimenter schon manche Woche gar übel in der Stadt gehaust hatten, wodurch das alte Geschmeide und die gesammelten Goldgulden Flügel bekamen, entstand überdieß die hitzige ungarische Krankheit. Reißend nahm die Seuche überhand. Aus allen Häusern, aus allen Strassen führte bei Nacht der Todtenkarren, dessen Räder mit Lumpen umwickelt waren, Leichname fort, die man in eine große Grube auf dem Judenkirchhof warf.

Damals war nun zu Rotenburg ein Sackpfeifer, der keinen Tag vorüber gehen ließ, ohne sich einen dichten Rausch zu trinken. Uebernahm sich eines Abends bei dem Hirschenwirth in Brantwein, und wie er auf die Straße gerieth, fiel er nieder und blieb im tiefen Schlafe liegen.

Indem kommen die Todtengräber mit ihrem Karren herbei, sehen den bezechten Mann liegen, rütteln und schütteln ihn, und als er sich nicht regt, halten sie ihn für todt, laden ihn auf ihren Karren und werfen ihn zu den Leichnamen in die große Grube. Fahren dann ruhig ihren Weg, um noch mehr Todte herbei zu holen. Noch gerade ermuntert sich der Sackpfeifer etwas, und wie er nur kalte Leichen um sich spürt, vertreibt ihm der heftige Schauder vollends den Schlaf und er ruft laut um Hülfe. Niemand aber vernahm es, so einsam lag der Platz. Da meinte der arme Mann, bereits im Reiche der Todten zu seyn, griff nach seiner Sackpfeife und stimmte das Lied an: „es ist gewißlich an der Zeit.“ Unterdessen kamen auch die Todtengräber wieder heran und wie sie die klägliche Melodie vernahmen, meinten sie, es sey ein Gespenst in der Grube und getrauten sich nicht heran. Das währte, bis es zu tagen anfing; da faßten sich beide Theile ein Herz, und der Sackpfeifer kam aus der Grube. „Er hat aber, obschon er bei den Todten gelegên, die Krankheit nicht bekommen“ setzt die Chronik hinzu.

Der Alchymist.

In der St. Jürgenapotheke hauste ein Meister, der war sehr reich; denn er konnte Gold ma- und verstand viele andere geheime Künste, wie er denn auch viele umliegende Häuser an sich gekauft hatte. Niemals sah man ihn seinen Laden ver-

lassen, in dem er jederzeit schwarzgekleidet stand. Ein altes Weib nur kam alle Tage auf den Markt, handelte dort Nahrungsmittel ein und verschloß die Thüre wieder sorgfältig. Daher erstaunten die Bürger, als man vernahm, er habe sich aus der Ferne eine junge Frau geholt. Die sah man nur alle Sonn- und Feiertage schön und bleich zur Kirche gehen, sonst blieb sie aber auch im alten, stillen Haus eingeschlossen. So dauerte es mehrere Jahre fort. Da ward dem Rath von dem Nachbar angezeigt, schon lange sehe man die junge Frau nicht mehr zur Kirche gehen. Der Rath fragte nun den Mann, wo seine Ehefrau hingekommen wäre. Der antwortete trotzig; das gehe Niemanden an, sein Weib aber befände sich in seinem Grund und Boden. Auf dieses befahl ihm der Rath, sein Haus zur Durchsicht zu öffnen. Anfänglich, sagt man, wollte sich der Alchymist mit seinen Künsten gegen die Stadtknechte wehren; als man aber größere Macht herbei rief, öffnete er die Hausthür. Da fand man im Keller den Leichnam seiner Ehefrau und zweier Söhnlein, die sie ihm geboren hatte, ohne daß Jemand was davon wußte, ordentlich bestattet. Der Schwarzkünstler wurde zur schweren Geldstrafe gezogen; der aber verkaufte im Zorn, was er besaß, uud zog in eine andere Stadt.

Der Schatz in Kirnberg.

Im Dorfe Kirnberg wollten betagte Leute gar oftmals einen Spuck am alten Gemäuer gese-

hen haben. Ja ein Nachtwächter war so sinnreich, daß er zuweilen morgens in der Früh nachsah: ob denn der Geist, der ihm bei dem Abrufen gewinkt hatte, in dem neugefallenen Schnee nicht eine Spur zurückgelassen habe. Endlich vor einigen Jahren besserte man an dem alten Gemäuer, und siehe, es fand sich ein verborgener Schatz. Leider aber bestand der Schatz nicht aus schweren Goldstücken oder doch großen Thalern, sondern aus lauter Kreuzern, die zur Zeit des dreißigjährigen Krieges geschlagen waren.

Die seidenen Strümpfe.

In der Reichsstadt Rotenburg muß man gute Polizei gehalten haben, denn galt doch der Spruch im Lande:

Zu Rotenburg an der Tauber,
Ist das Mühl- und Beckenwerk sauber.

Jedoch mit der Reinlichkeit der Strassen mag es nicht immer so genau genommen worden seyn, und man sah nicht selten große Kothhaufen auf den Gassen Tage lang liegen. Da geschah es nun, daß nach der Occupation der Stadt durch den Churfürsten von Bayern, die Pensionen der Rathsherrn durch den Betrieb des churfürstlichen Commissärs endlich zur allgemeinen Zufriedenheit hier vestgesetzt waren, und man gedachte die freudige Begebenheit im Gasthaus zum Hirschen durch ein großes Abendessen zu feiern. Der Commissär mochte auch für sich Manches in's Reine gebracht haben, denn

er ließ sich zu seiner und des Festes Verherrlichung ein Paar neue, weiße, seidene Strümpfe aus Würzburg kommen. Mit ihnen angethan, mit kurzen, weißen Casimirbeinkleidern, Degen an der Seite und was dazu gehört, stieg er bedeutsam die Schmiedgasse hinab, als er sich auf einmal in schnelleren Lauf setzte; denn es fing schon an zu tröpfeln. Ach! da saß er plötzlich mit beiden Beinen in einem großen Kothhaufen vest, den er in der Dunkelheit nicht bemerkt hatte. — Mit Putz und Herrlichkeit war es diesen Abend vorbei, es soll aber seitdem die Strassenpolizei gar streng gehandhabt worden seyn.

Die große Glocke.

Es war hier ein Commissär, der gar Manches that, was den Leuten zu streng und willkürlich dünkte, wovon sich viel erzählen ließe. Als er nun einmal in tiefer Nacht durch ein enges Gäßlein gerade nicht auf besten Wegen ging, warf ihn ein guter Freund, wahrscheinlich aus Unversehen in die Gosse, wo er liegen blieb bis Hülfe kam. Um einem solchen Unfall für künftighin vorzubeugen, befahl er: daß Jedermann um neun Uhr nach Hause gehe, und ließ das Zeichen dazu mit der großen Sturmglocke geben. Da nun die Nachbarn vielfach mit Feuereimern und Wasserspritzen herbeieilten, und fragten: wo ein Brand zu löschen sey, mußte das Verfahren wohl eingestellt werden; die Rotenburger aber wurden im Lande umher

weidlich geneckt: daß man sie nur mit der Sturmglocke aus dem Wirthshaus zu bringen vermöge.

Der Bettler.

Damals, wie die Polizeistrenge eintrat, wurde auch den guten Leuten von Schillingsfürst untersagt, hier betteln zu gehen, wie zuvor. Da kam nun ein alter, bekannter Bettelmann, der gar ehrwürdig aussah, und nie ohne reichliche Gaben heimkehrte, an das Spitalthor, wie er es gewohnt war, und mag wohl über seine kräftigen Sprüchlein nachgedacht haben. Doch der Söldner am Thor wies ihn strenge zurück. „Was! ich darf nicht mehr hinein?“ fragte der Bettler. „Nimmermehr“ war der harte Bescheid. „Da sollen die Rotenburger sehen, wo sie wieder Betteleute herbekommen“ sagte der Alte und ging mürrisch weiter.





